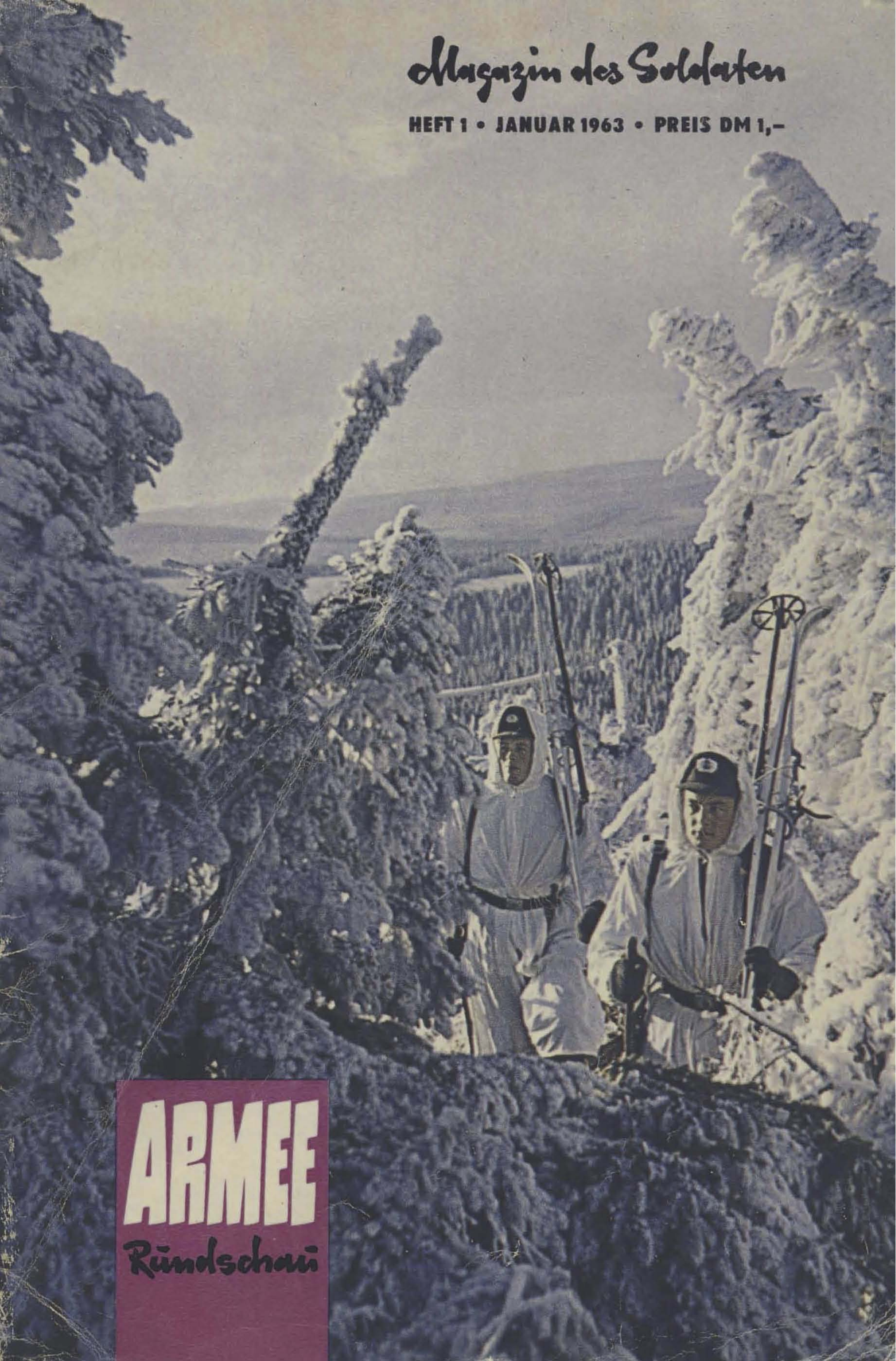
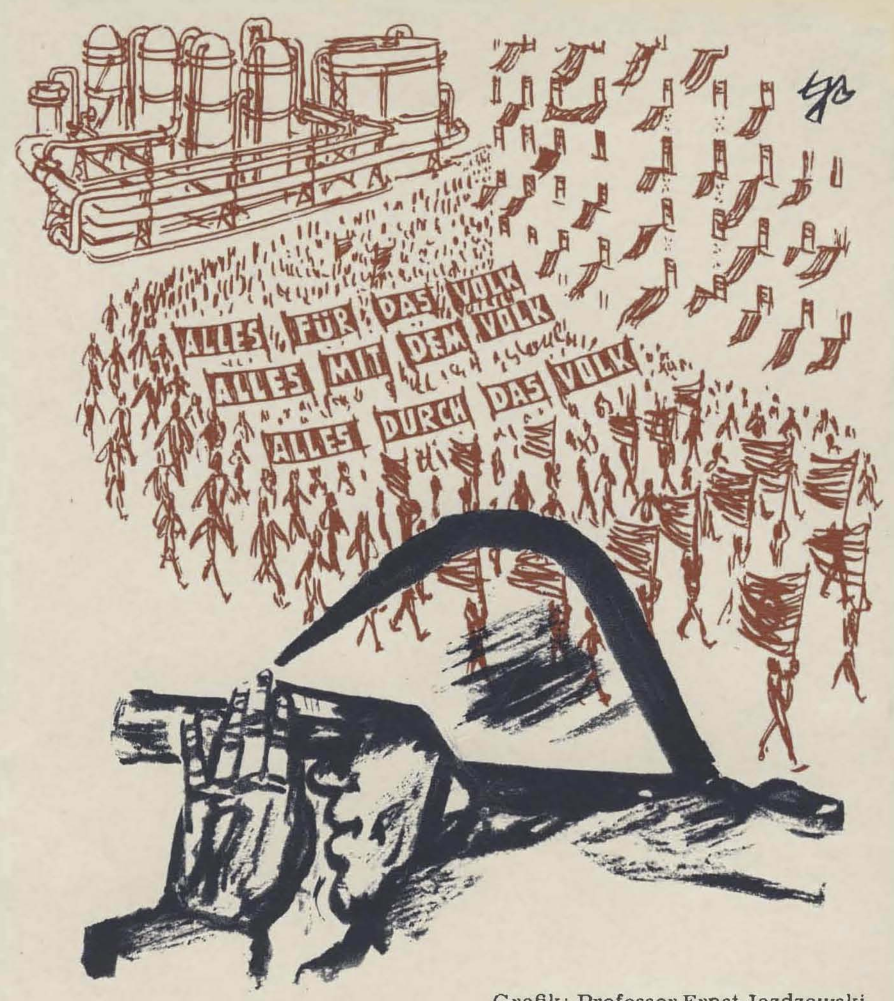

Magazin des Soldaten
HEFT 1 • JANUAR 1963 • PREIS DM 1,–
ARMEE
Rundschau



Grafik: Professor Ernst Jazdzewski

HASSO GRABNER **Arbeiterfäuste, Gewehre**

Was wir in Nächten ersannen
und in harten Tagen erbaut,
was wir mit Mühe gewannen,
ist uns lieb und vertraut.
Deshalb sind wir entschlossen,
daß es nie wieder vergeht,
daß unser Werk, Genossen,
jeden Sturm übersteht.

Deshalb stehen wir Wache.
Das Leben gegen den Tod,
der unsre Arbeitersache
und ihre Fahne bedroht.
Nichts wird den Frieden besiegen,
unser ist diese Welt.
Und es wird unterliegen,
wer sich entgegenstellt.

Hier, wo die Menschenehre
sich mit dem Frieden verband,
Arbeiterfäuste, Gewehre
schützen das Vaterland,
kann das Leben gedeihen
und auf Sternenbahnen gehn,
ist die Heimat der Freien,
zu der wir getreulich stehn.

Gefreiten Ewald

Delegierter zum VI. Parteitag der SED
FDJ-Sekretär einer Flak-Batterie

Was melden Sie dem VI. Parteitag?

Genosse Ewald, wir können uns vorstellen, daß Sie nicht mit leeren Händen zum Parteitag fahren. Was haben Sie in Ihrem Reisegepäck?

Da kann ich einiges nennen. Immerhin steht unsere Batterie an der Spitze des Regiments. Nachdem wir ein paar Mißerfolge hatten — ein Frühjahrsgefechtsschießen ging sozusagen „in die Hosen" — machten wir uns daran, unsere Schwächen auszumerzen. Partei- und FDJ-Leitung suchten gemeinsam die Ursachen: Die Kanoniere hatten die Technik unterschätzt, ihr Wissen war unzulänglich; der Tagesdienst mußte straffer, die Ausbildung interessanter, wirklichkeitsnaher werden. Jetzt läuft unsere Gefechtsausbildung so ab, daß jeder Vorgesetzte und Kanonier alles zeigen muß, was er kann. Wird zum Beispiel die Geschlossenheit der Batterie geübt, dann geht es so zu, als wären wir im dicksten Gefecht. Da heißt es Jabos bekämpfen, Panzerangriffe abwehren, Infanterie vernichten — und das oft unter der Schutzmaske. So steigerten sich auch die Schießergebnisse, bis wir die „Eins" hatten. Auf Panzer schossen wir so, daß von drei Schießen zwei mit Treffer beim ersten Schuß beendet wurden.

Ging das reibungslos ab?

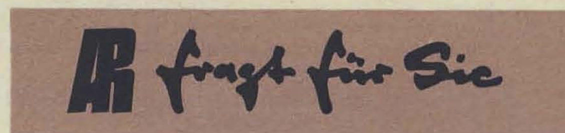
Nein, keineswegs. Weil wir alles, was unser Vorwärtsschreiten hemmt, jede Panne in der Ausbildung wie ein Vorkommnis betrachten, weil wir von den Partei- und FDJ-Mitgliedern verlangen, daß sie an der Spitze der Batterie marschieren. Dabei gibt es natürlich oft heftige Dispute. Nicht alle Genossen begreifen ja sofort, warum gerade an sie besonders hohe Forderungen gerichtet werden. Da war zum Beispiel der Unteroffizier Schulz im Wettbewerb mit seiner Gruppe auf den letzten Platz zurückgefallen. Die Parteiorganisation wußte Rat, denn sie erkannte die Fehler, die der Genosse Schulz gemacht hatte. Der Zugführer half seinem Gruppenführer und gemeinsam wurde die Karre wieder aus dem Dreck gezogen. Selbstverständlich, auch Genosse Schulz arbeitete an sich. Der Erfolg? Seine Gruppe zog den anderen davon. Das erregte allgemeines Aufsehen bei uns, viele lernten aus diesem Beispiel.

Zu sozialistischen Soldaten gehören klare Köpfe. Hat die FDJ-Organisation dieses Ziel aufgefaßt?

Die Partei gab mir den Auftrag: Mach deine FDJ-Organisation zur besten im Truppenteil. Dabei ist der klare Kopf das Wichtigste. Wir müssen wissen, warum und für wen wir Soldaten sind, wer unser Freund und wer unser Feind ist. Jeder Kanonier soll nach den Worten des Fahneneides handeln — so wollen wir erziehen. Viele Genossen aus unserer Batterie, sind dafür Vorbild. Sie zeigen durch ihr Auftreten, wie wir es in der Batterie halten. An ihrem Beispiel begreifen die jungen, daß bei uns nur in einer Richtung marschiert wird — nach vorn. Und einige andere werden wir noch von ihrem hohen Roß herunterholen. Sie werden auch erkennen müssen, daß sie den Wehrpflichtigen nur ein Recht voraus haben, das Recht, Vorbild zu sein.

Und die Unteroffiziere und Wachtmeister?

Mit dem Batteriechef organisierten wir ein Forum zum Thema „Ich soll erziehen — aber wie?" Da ging es um die Methoden, um das Vorbild, um das Wissen und Können und darum, wie sich die Unteroffiziere selbst erziehen können. Wir achten darauf, daß jeder seine Verpflichtungen, sein Wort, durch seine Tat einlöst, und zwar ehrlich und gewissenhaft. Säumigen helfen wir nach. Eine Spritze durch die Kabarettgruppe hat zum Beispiel schon Wunder bewirkt.



Wie sieht es mit Ihren Worten und Ihren Taten bei der Erhöhung der Gefechtsbereitschaft aus?

Ich will mich in meiner Dienststellung als E-Messer qualifizieren. Da hapert es vor allem noch in der Elektrotechnik. Die neuen Genossen am Kommandogerät will ich so in die Funktion des E-Messers einweisen, daß unsere Bedienung unter allen Bedingungen einsatzfähig ist. Dabei wird uns der Zirkel Elektrotechnik helfen, den wir auf die Beine stellen wollen. Als FDJ-Sekretär achte ich stets darauf, daß unsere gesellschaftlichen Vorhaben Wirklichkeit werden, daß unser Kfz.-Zirkel läuft, daß unsere Bastler arbeiten. Sie schufen vor kurzem ein prima Funktionsmodell der synchronischen Übertragung vom Kommandogerät zum Geschütz. Na, und — eigentlich gehörte das ja an die erste Stelle — ich will einige grundlegende Werke des Marxismus-Leninismus studieren. Das wird mir helfen, meine Aufgaben klarer zu erkennen, überzeugender zu argumentieren. Ich werde das Programm der Partei besser verstehen und es erfolgreicher mitverwirklichen können.

Rechenschaft

Die Genossen Klaus Heyn und Dieter Meister schrieben an ihre frühere Parteigruppe:
Liebe Genossen der Parteigruppe des Stabes!
Wir sind in der 1. Grenzbrigade. Bei uns in der Kompanie war Reinhold Huhn. Ich glaube, das sagt Euch viel. Wir wurden herzlich aufgenommen. Jeder alte Genosse hat eine Patenschaft übernommen. Am zweiten Tag unserer Ankunft war eine Aussprache mit dem Kommandeur und seinen Stellvertretern. Dann wurden wir mit den Traditionen der Kompanie und dem Grenzverlauf bekannt gemacht. Die Parteigruppe arbeitet hier auch gut. 30 Prozent aller Genossen der Kompanie sind Parteigenossen. Wir haben uns verpflichtet, bis zum VI. Parteitag Postenführer zu werden. Das ist keine leichte Aufgabe, aber wir werden es schaffen. Wir haben beide eine Buchprämie erhalten. Die Parteigruppe hat mich zur Parteiaktivtagung delegiert. Ich werde dort über unsere neue Arbeit sprechen, aber auch über die Vorarbeit, welche Ihr geleistet habt. Wir versprechen Euch, gute Grenzsoldaten zu werden und unserer alten Einheit keine Schande zu machen. Unsere Losung ist: Dem VI. Parteitag entgegen – klarer Kopf ist Trumpf. – Bei uns kommt keiner durch.

Mit sozialistischem Gruß!

Neujahrswunsch

Ich bitte den Angehörigen der Nationalen Volksarmee (kenne mich mit den Dienstgraden nicht so aus), der in der Nacht vom 11. zum 12. 11. mit dem Schnellverkehr Rostock–Berlin fuhr, recht herzlich, mir doch einmal zu schreiben.

Helga Müller, Birkenwerder (bei Berlin)
Orthop. Heilstätte.

Funkstille



Vignette: Arndt

Ab wieviel Jahren können Mädchen als Funkerin in der NVA aufgenommen werden?

Regina Zscheimisch

Eine Einstellung von Mädchen als Funker in die Nationale Volksarmee ist nicht möglich. Im beschränkten Umfang können Mädchen als Fernschreiberinnen und Fernsprecherinnen eingestellt werden. Voraussetzung dafür ist jedoch, daß sie bei der GST an der Fernschreiber- und Fernsprecherausbildung teilnahmen und die dort mögliche Qualifikation erreichten. Die Anträge auf Einstellung nimmt das zuständige Wehrkreiskommando entgegen.

Starpalette

Da unser Magazin auch von Mädchen gelesen wird, wäre es vielleicht nicht verkehrt, zur Abwechslung unsere männlichen „Stars" mal zu Wort kommen zu lassen. Ich denke da an folgende: Eberhard Cohrs, Manfred Krug, Erwin Geschonneck, Rolf Herricht, Ulrich Thein, Jürgen Frohriep, Werner Lierck, Lutz Jahoda, Bruno Carstens, Richard Adam (ČSSR), Perikles Futopulos (Griechenland) und Vittorio de Sica (Italien).

Gefr. Burkhard Koch, Brandenburg

Gewiß kennt auch Ihr die Zigarettenbilder aus der „alten" Zeit. Tausende Menschen haben sie gesammelt. Wie wäre es, wenn die letzte Umschlagseite der „AR" jeweils 9 interessante Bilder aus dem Leben der NVA bzw. der sozialistischen Bruderarmeen umfassen würde, die ausgeschnitten in der Größe der früheren Zigarettenbilder in einem von der „AR" herausgegebenen Album ihren Platz finden würden? Inhaltlich könnte ich mir folgende 6 Serien à 16 Bilder vorstellen:



Lesereinsendung von K. Saß

Uniformen der sozialistischen Armeen, Fahrzeuge der Landstreitkräfte, Raketenwaffen, Luftstreitkräfte, Seestreitkräfte, Nachrichtenwesen.

Hans Ellwanger, Berlin

Auslandspresse

Besteht für mich die Möglichkeit, ausländische, insbesondere sowjetische Militärzeitschriften zu bekommen?

Eberhard Wolf, Bln.-Johannisthal

Uber die Post sind u. a. folgende ausländische Militärzeitungen und -zeitschriften zu beziehen: Sowjetunion: „Roter Stern", tgl. ČSSR: „Obrana Lidu" (Volksverteidigung), tgl.; „Ceskolovensky vojak" (Der tschechoslow. Soldat), 14täglich. Polen: „Zolnierz Wolnosci" (Soldat der Freiheit), tgl.; „Magazyn Ilustrawany-Zolnierz Polski" (Der polnische Soldat), 2 x im Monat. Bulgarien: „Bulgarski voin" (Der bulgarische Soldat), monatl. Rumänien: „Viata militaria" (Soldatenleben), monatl.

Wohnungsgeld

Weshalb wird verheirateten Armeeangehörigen, die nicht gewillt sind, an den Standort zu ziehen, das Wohnungsgeld entzogen?

Eva Seidel, Pirna-Copitz

Wohnungsgeld wird an verheiratete Soldaten auf Zeit oder Berufssoldaten gezahlt, wenn sie keine Kasernenunterkunft in Anspruch nehmen.
Das Wohnungsgeld wird weitergezahlt, wenn der Betreffende an einen neuen Dienstort versetzt wird und vorübergehend eine Kasernenunterkunft in Anspruch nimmt. Der Armeeangehörige ist jedoch verpflichtet, alles zu tun, um recht schnell eine Wohnung am neuen Dienstort zu erhalten. Seine Dienststelle der Nationalen Volksarmee ist verpflichtet, ihn dabei zu unterstützen.
Wird dem Armeeangehörigen eine zumutbare Wohnung am Dienstort zugewiesen und ist er nicht gewillt umzuziehen, erlischt sein Anspruch auf Wohnungsgeld, da die Inanspruchnahme der Kasernenunterkunft ihren zeitweiligen Übergangscharakter verloren hat.

„Nein!"

Ihr hättet's um ein Haar erreicht,
die Welt in einen Krieg zu stürzen.
Ihr glaubtet, es sei kinderleicht,
uns unser Leben zu verkürzen.

Die Welt schreit auf: Gefahr! Gefahr!
Die Börse zischt: in bar! in bar!
Doch die Millionen sagen: NEIN!

Nie werden wir vor euch erbeben,
weil uns d i e Kraft zusammenhält.
Wir wollen nämlich weiterleben
und glücklich sein auf dieser Welt!

Die Welt schreit auf: Gefahr! Gefahr!
Die Börse zischt: in bar! in bar!
Doch die Millionen sagen: NEIN!

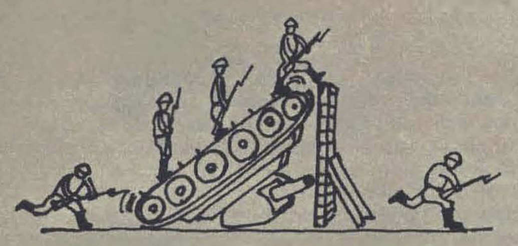
Uffz. Lutz Stückrath

Reaktivierung

Ist es einem ehemaligen Armeeangehörigen möglich, wieder als Berufssoldat zu dienen?

Harald Schneider, Dresden

Ja! Der Antrag ist an das zuständige Wehrkreiskommando zu richten.



AUTOMATISIERUNG. Lesereinsendung von A. Gey

SOLDAT STREHLOW fragt: Darf der Soldat „Twist" tanzen?



Oberst RICHTER antwortet:

Sie brachten mich mit Ihrer Frage etwas in Verlegenheit: „Twist"? Zwar oft gehört, aber . . . jedenfalls sah ich mir die Sache noch einmal „bewußt" an. Zunächst finde ich Gefallen an der Musik. Sie ist unmittelbar, rasant und aufmunternd. Der „Twist" klingt (das ist aber sicher nur meine eigene Einbildung) wie der in Musik umgesetzte schnelle Rhythmus arbeitender Webmaschinen. Besonders dieser schnelle Rhythmus reizt das Tanzbein. Soweit so gut, aber was kommt bei den meisten dann? Sie sind plötzlich von einer Art Nachäffungskrankheit befallen. Die Tanzpartner schauen geistesabwesend durch einander hindurch. Aus ihnen „twistet" es. Eigentlich amüsieren sich nur noch die Zuschauer. Ist mit dieser Art von billiger, unästhetisch wirkender Tanzkonzeption nicht doch schon die Grenze des guten Geschmacks überschritten? Und stellen Sie sich dazwischen unsere Genossen in Uniform vor – Meisterfahrer von Panzern, Funker mit Qualifikationsabzeichen, Beste in der Schießausbildung, tüchtige Genossen, die alle einen Anspruch darauf haben, sich in ihrer Freizeit heiteren, ungezwungenen, anspruchsvollen oder anspruchslosen Vergnügungen hinzugeben. Natürlich wäre es blöd zu fordern, unsere Soldaten sollten nur sogenannte traditionelle oder gar nur klassische Tänze tanzen – aber modernes Tanzen heißt nicht, das Gefühl dafür zu verlieren, was sich jeder selbst und was ihm seine Uniform wert ist. Die Uniform verpflichtet, kulturvoll zu tanzen. Das hebt das Ansehen jedes einzelnen uniformierten Tänzers und auch sein Selbstbewußtsein. Nur soll man aus der Sache aber auch kein Problem machen. Dadurch, daß die Jugend leicht dazu neigt, sich Modetorheiten hinzugeben, wird weder der Gang der Weltgeschichte aufgehalten, noch erst recht nicht der Sieg des Sozialismus in Frage gestellt. Trotzdem hilft stetige Geschmacksverbesserung, die Freizeit sinnvoller zu machen. Deshalb, meine ich, wird der „Twist" eines ganz nahen Tages plötzlich verschwunden sein, ohne vermißt zu werden. Schon begrüßen uns neue Tanzschöpfungen, auch gute Schlager. Deshalb sollte man immer auf dem richtigen Parkett bleiben, sei es abendliche „Morgengymnastik" oder Kolonnentanz: Freude muß man daran haben, und es muß auch zu uns passen. Das ist meine persönliche Meinung.

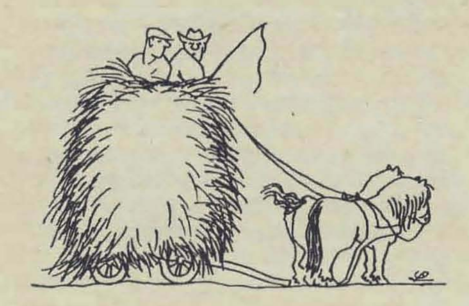
Fläminger Geschichten

„Die Fruchtbarkeit der Böden wird durch Vertiefung der Ackerkrume, verstärkte Humus- und Kalkdüngung, Meliorationen und erweiterten Anbau eiweißreicher Futterpflanzen systematisch verbessert."

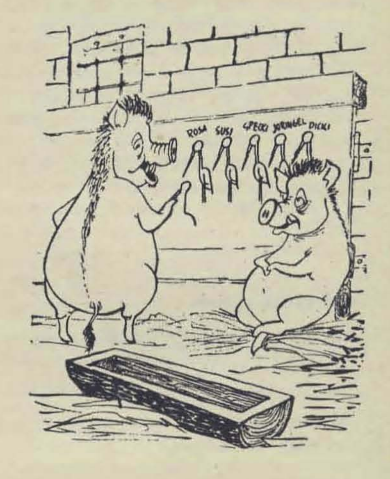
(Programm der SED)

Liebe – (Röst-) Brot – Phantasie (III)

Von Hauptmann H. Huth



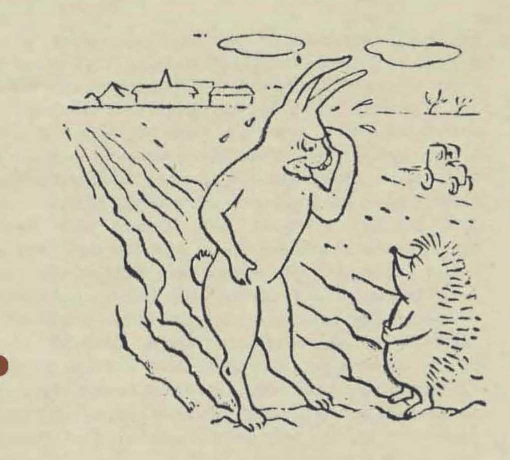
„Halt dich fest, Willi, ich fahr los", und dann purzelte er selbst hinunter.
So ähnlich ging es auch mir in der LPG „Neues Leben" in Buko, als ich während der Frühstückspause die Feldbaubrigade mit meinen Fragen überfiel. „Was würden Sie einem Soldaten sagen, der nicht aufs Land zurück möchte", fragte ich die Brigade, die gerade auf freiem Feld und offenem Feuer ihre Wurstbrote röstete. „Sonnabend war es lustig", meinte einer. „Ich hab' mich auch amüsiert", ein anderer. Und so spannen sie ihren eigenen Faden fort – vom kleinen, aber wohl verdienten Fest der LPG „zu Ehren" der letzten eingebrachten Zuckerrübe. Da vom neuen Klubraum erst die nackten Wände stehen, hatte man nochmals im Gasthaus gefeiert. „Der Kneiper ist in der LPG", witzelte jemand, „aber leider nicht seine Kneipe. Sonst könnte ich meiner Alten abends sagen, ‚ich gehe in die LPG'."
Als das Lachen verebbt war, rückte ich nochmals mit meiner Frage an. „Was würden Sie einem Soldaten . . ." Jetzt mußte eine Antwort kommen, das fühlte ich.
„Auf das Geld vor allem kommt es an. Wenn das stimmt, kehrt er auch zurück", sagte der Brigadier. Und etwas leiser: „Bei uns stimmt es ja." Ein zweiter warf ein Scheit Holz auf das Feuer und mir noch einen Stecken zwischen die Beine: „Als Einzelbauer haben wir alles gemacht. Heute sind wir nur beim Feldbau. Das ist langweiliger."
Ehrlich gesagt, ich hatte eine andere Antwort erhofft. Aber da war ich nun, bildlich gesprochen, auf die Nase gefallen.



„Du Angeber." „Quatsch, planmäßige Sauenbedeckung." Immerhin, es sind süße Namen, die sich der vorbildliche Eberaktivist als Gedächtnisstütze in sein Notizbuch schreibt. Und wie mag er selbst wohl heißen? Fredi? Oder Faktotum? Oder gar Pianino? Das alles ist Ihnen zu poetisch, und Sie halten die Schweinemeisterei für zwar lebensnotwendig aber durchaus unpoetisch und diese Art Namensgebung für liederliche Zeitverschwendung? Der Schweinemeister Arndt aus Buko könnte Ihnen, was die Poesie anbelangt, etwas anderes sagen – daß Ferkel wie kleine Kinder schreien können und daß es ein stolzes

Gefühl ist, wenn sich die anderen LPGs auf Auktionen seine Zuchtschweine aus den Händen reißen. Im übrigen sind alle Namen echt, und es gibt in seinem Reich der 800 Schweine auch noch eine „Bagatelle" und eine „Banane", einen „Perplex" und einen „Piesporter". Und das „Faktotum", dieser Prachteber, kann sogar die höchste Mastleistung der DDR aufweisen.
Erstklassige Zuchtschweine – die Gewähr für gute Fleischschweine – können ihren Rüssel schon hoch tragen; ihre Qualitäten sind mit dem Zentimetermaß gemessen und mit scharfen Bauernaugen geprüft. Der Laie wird von diesen Klassemerkmalen nur die Zahl der Zitzen erkennen. 14 Zitzen muß ein Zuchtschwein, Sau wie Eber (!), wenigstens haben, und mindestens 7 auf jeder Seite. Einmal von Staats wegen als Zuchtschwein anerkannt, kommt es mit Namen ins Herdbuch. Die Säue erhalten einen mit dem Anfangsbuchstaben der Muttersau, und die Eber einen mit dem Anfangsbuchstaben des Vaters – damit die Familienbeziehungen klar sind. Doch weil das Alphabet nur 26 Buchstaben hat, in der DDR aber viele hundert Zuchtschweine gehalten werden, sucht man nach Namen, bei denen auch die zweiten Buchstaben übereinstimmen. Das Ergebnis kennen Sie.
Man spürt es aus jedem Satz, das Kollege Arndt stolz auf sein Reich ist. Nicht mal im Traum möchte er zu seiner Einzelwirtschaft zurück, wo er für Vieh und Feld arbeiten mußte und nur wenig Zeit für seine Leidenschaft, die Schweine, hatte. Aber die Arbeit ist noch immer schwer. Seine Frau und er allein betreuen die Tiere. Woanders sind es mindestens drei Kollegen. „Der Vorsitzende kann sich nicht beschweren, daß wir zu wenig arbeiten." Als er uns seine Zukunftspläne erläutert, spricht er auch diese alte Bauernweisheit aus: „Die Grundlage für den Schweinestall war schon immer der Rinderstall – wegen der Milch." Und er empfiehlt uns einen Besuch im neuen Rinderstall. Was wir dort sahen, läßt sich in einem Satz zusammenfassen:
„Seht, hier wird durch Technik und Fleiß aus dem Kuhstall ein Q-Stall."





„Solange er krumme Furchen zieht, mache ich keinen Wettlauf mit", sagte der Hase zum Igel. Aber das war kein Bukoer Hase. Hier könnte sich auch der anspruchsvollste Meister Lampe nicht über die Furchen mokieren. Der LPG-Vorsitzende Friedrich dagegen ist mit den Furchen auf seinen Äckern längst nicht zufrieden.
Es gibt gute und schlechte Böden, das weiß jeder. Aber guter Boden bleibt guter Boden und schlechter eben schlechter, mag vielleicht mancher Leser denken. So dachte sogar mancher Bukoer Bauer. Und für Buko war das eine recht fatalistische Ansicht, denn von hier hätten früher die Preußenkönige durchaus den Streusand zum Abtrocknen ihrer volksfeindlichen Dekrete herhaben können. Die Bodenwertzahl für die Bukoer Äcker schwankt zwischen 18 und 40, der Durchschnitt ist 31,6. Man muß dazu wissen, daß die DDR eine der ganz wenigen Länder auf der Welt ist, in dem der gesamte anbaufähige Boden klassifiziert worden ist. Alle Äcker haben Bodenwertzahlen von 1–100 erhalten, und die 100 erst bezeichnet die idealste Bodenqualität, den Traumboden sozusagen.
Buko ist also von der Natur recht stiefmütterlich behandelt worden, und bis vor kurzem gab es deshalb noch eine Art Brachewirtschaft. Alle drei Jahre bekam der Boden Urlaub von der Produktion und durfte sich erholen. Im Kapitalismus werden die Bauern auf derartig schlechten Böden als erste von der Krise erwürgt. Der Sozialismus aber geht einen anderen Weg, einen Weg wider die Natur, indem er die Natur erforscht und sie mit den gewonnenen Kenntnissen lenkt. Dies ist der Plan, den Genosse Friedrich mit Hilfe von Wissenschaftlern ausgearbeitet hat, um die Bodenwertzahl der Bukoer Äcker zu erhöhen.
Mit Hackfrüchten rückt man gut dem lästigen Unkraut zu Leibe. Aber früher hieß es in Buko: Zuckerrüben wachsen bei uns nicht. Inzwischen liegen die Erträge in Buko sowohl bei Kartoffeln wie bei Zuckerrüben über dem DDR-Durchschnitt, und in Zukunft soll ein Drittel der Ackerfläche mit Hackfrüchten bestellt werden.
Dann wird im Abstand von drei Jahren jeder Boden Stalldung erhalten. Mist ist für den Boden kein Mist, und man wirft ihn, bevor er aufs Feld kommt, auf den Misthaufen – wer weiß das nicht. Irgendwohin muß man ihn ja werfen, und

auf Haufen nimmt er den wenigsten Platz weg, dachte ich in städtischer Naivität. Aber es geht nicht in erster Linie um die Ökonomie des Platzes sondern um die Ökonomie des Stickstoffs. Ein Rind oder Schwein gibt im Durchschnitt 110 Doppelzentner Mist. Wird schlecht gestapelt, sind darin 32 Kilogramm reiner Stickstoff enthalten, wird gut gestapelt aber 50–56 Kilogramm, also ein Drittel mehr. Gut stapeln aber heißt hoch stapeln. Hohes Stapeln war für den Einzelbauer schon deshalb illusorisch, weil er nicht so viel Mist hatte. Für die LPG in Buko wird hohes Stapeln aber auch erst möglich sein, sobald ein Förderband zur Verfügung steht. „Sobald" aber heißt: in wenigen Wochen. Doch zurück zu den Zuckerrüben. Als sie aus dem Boden kamen, sahen sie aus wie Tintenfische, sie waren flach und sehr in die Breite gewachsen. Die Ackerkrume reicht eben nur 20 Zentimeter tief, darunter kommt harte, tote Erde — das ist eines der Hauptübel in Buko. Leider kann man nicht, wenn man eine Ackerkrume von 40 Zentimeter anstrebt, das Übel an der Wurzel anpacken und einfach 20 Zentimeter tiefer pflügen. Dann käme die ganze tote Erde nach oben, und die schlechte Ackerkrume würde noch schlechter werden. Gut Ding will hier Weile haben. Und so wird in diesem Jahr erst einmal 10 Zentimeter tiefer gepflügt, und mit einem Bodenmeißel werden zusätzliche 10 Zentimeter aufgelockert. Da man aber die Traktoren nicht zu oft über den Acker rollen lassen darf, weil der Boden dadurch zu fest würde, muß eine kluge, muß die zweckmäßigste Gerätekopplung ausgetüftelt werden. Welcher Einzelbauer hatte die Zeit, sich die zu alldem notwendigen Kenntnisse zu erwerben? Und woher sollte er die Mitstreiter und die notwendigen Mittel haben — den Mist, die Traktoren und anderen Geräte, die wissenschaftlichen Berater?

Zweifellos verfügt Genosse Friedrich über eine Palette von Eigenschaften, die ihn als guten Vorsitzenden auszeichnet. Er versteht was von unseren Landproblemen und von den Problemen unseres Landes, er ist energisch und läßt sich doch von den Mitgliedern etwas sagen, er kann organisieren und rechnen. Und er ist, so schien uns, von seiner Arbeit besessen.

Auf dem Heimweg fragte ich mich — Sie erinnern sich an den Reinfall zu Beginn — ob ich meine Ausgangsfrage geklärt hatte. War der Ackerbau nicht auch interessant?

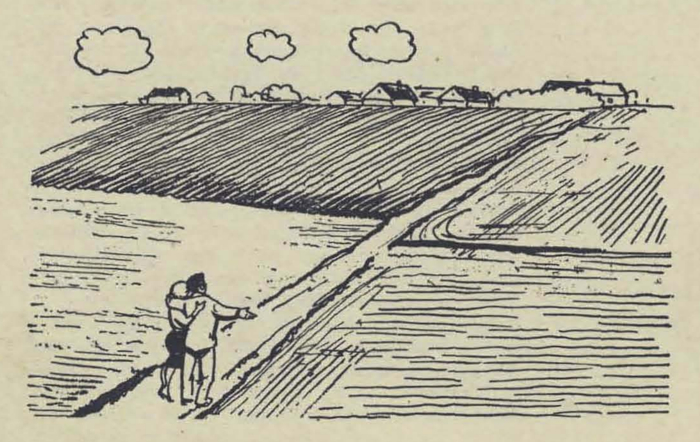
Da gibt es in der Feldbaubrigade auch den Genossen Scholz. Als seine Dienstzeit in der Armee um war, wollte er sich eine Arbeit in der Stadt suchen. Jetzt kann er sich daran nicht mehr erinnern. „Ich wollte fort von Buko? Wer hat Ihnen denn das erzählt?" Es gibt also etwas, was ihn heute im Dorf hält. Ist es nur die Familie? Oder auch der Traktor, den er während der Ernte fährt?

Aber einige aus der Brigade hatten mich eingangs abblitzen lassen. Natürlich, sie waren gerade zu Späßen aufgelegt, und wenn man sich selbst zum besten hält, weshalb dann nicht auch einen Reporter, der einem bei 8 Grad Kälte mitten in die Brotrösterei hereingeschneit kommt? Aber war nicht doch ein Körnchen wahre Meinung und sogar Wahrheit darin, als der eine von der weniger interessanten Genossenschaftsarbeit sprach? Wie ist es denn bei den Coswiger Chemiearbeitern? Viele stehen tagaus, tagein am selben Aggregat. Auch da gibt es tote Punkte, und man kann nicht in jeder Minute an den Sieg des Sozialismus denken und daran, daß aus Schwefelsäure Dederon und Glas wird. Aber trotzdem, die Arbeit insgesamt wird interessanter, wenn man nicht nur mechanisch seine Handgriffe macht, sondern auch ein Auge für den Nebenmann und den ganzen Betrieb hat, und wenn man den Kopf anstrengt, damit mehr geleistet werden kann. Sollte es in der LPG anders sein? Mir fielen wieder die Worte des Genossen Friedrich ein: „Unsere LPG-Bauern arbeiten sehr fleißig. Aber es wäre nützlicher für alle und auch interessanter für die Kollegen, wenn sie ebenso fleißig mitdenken würden."

Und mit der Überzeugung, daß hier zumindest ein Teil der Antwort liegt, zog ich von dannen. Hinter mir zurück blieben nicht nur Buko, sondern auch die „Fläminger Geschichten", die zugleich ein Stück Fläminger Geschichte waren und die auch Ihnen, so hoffen wir, einiges Neues darüber vermittelten, was es für einen in kapitalistischen Zeiten abgelegenen und zurückgebliebenen Flecken heißt: „Sieg des Sozialismus" und „umfassender Aufbau des Sozialismus". Und wenn Sie überzeugt sind, daß in diesen trockenen Worten nicht nur mehr Arbeit und interessantere Arbeit, sondern auch ein kulturvolleres Leben stecken, dann können Sie sich gewiß mit etwas Phantasie auch vorstellen, in einigen Jahren in Buko folgende Worte zu belauschen:

„Hier kommt Kopfdünger rauf, Ilse, und in knapp drei Wochen sieht uns keiner mehr."

Zeichnungen entnommen aus „Deutsche Bauernzeitung"



Wenn die MiG





Die MiG greift an. Aus den Bordkanonen zuckt kurz ein Feuerstrahl auf. Zielen, Schießen, Abfangen — für den Flugzeugführer Sekunden höchster Konzentration.

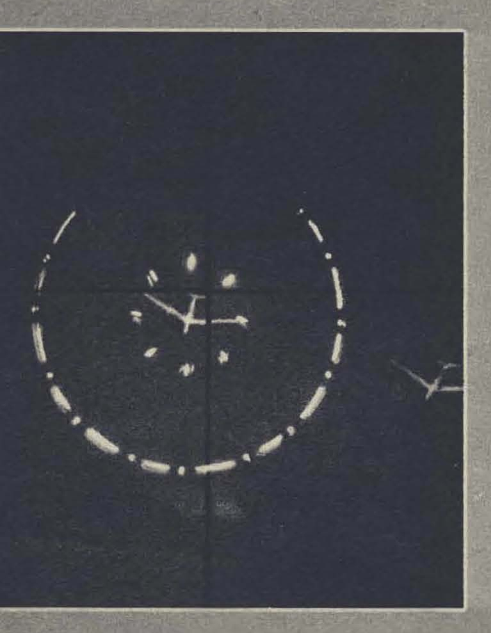
In 1200 Meter Höhe kurvte der Jäger zum Angriff auf den „gegnerischen Flugplatz" ein. 1000 Meter tiefer, im Moment des Abfangens, sind die Konturen des „Bombers" deutlich zu erkennen.

vom Himmel stößt

Wenn die MiG vom Himmel stößt



„Vier – Sieben – Sechs greifen Sie an!" Der Flugleiter des Schießplatzes, Oberleutnant Schumann, steht mit den Piloten vom An- bis zum Abflug in ständiger Verbindung.



So sieht die Kamera an Bord des Jagdflugzeuges das Ziel. Der „Bomber" liegt im Rhombenkreis des automatischen Visiers. Auf dem Rumpf leuchtet der Zentralpunkt.

Wenn man bisher nur mit der Kamera auf Erdziele „geschossen" hat, ist es einem ein wenig unbehaglich vor dem ersten scharfen Schuß. Doch Wilfried Bahn, der jetzt im Unterrichtsraum gemeinsam mit den anderen Offiziersschülern der Staffel Prehl die Filmstreifen der Kontrollanflüge unter die Lupe nimmt, hat keinen Grund zur Aufregung. Seine „Schüsse" liegen gut. Auf dem Zelluloid umschließt der Rhombenkreis des automatischen Visiers – so wie es sein muß – die Tragflächen des gegnerischen Bombers; der Zentralpunkt liegt genau in der Mitte des Zieles. Dennoch, es ist keine leichte Flugaufgabe. Erdzielschießen heißt Paarstart, Flug in niedrigen Höhen, Funkverkehr mit zwei Bodenstellen und verhältnismäßig große Sturzwinkel.

Intensiv bereiteten sich die Offiziersschüler darauf vor. Sie „flogen" im Pilotensitz des Schießtrainingsgerätes mehrere „Angriffe", übten beim Kabinentraining das Blindgreifen der Bedienungshebel, schulten am verdeckten Volleyballnetz ihr Reaktionsvermögen, exerzierten auf der Erde bereits alle Elemente des Fluges durch und „schossen" schließlich bei den Kontrollflügen mit der Kamera auf das reale Ziel. Das



Kurz sind die Abstände und Zwischenräume beim Paarstart. Die Flugzeugführer, Offiziersschüler der Staffel Prehl, beweisen dabei schon gutes fliegerisches Können.

war der Höhepunkt der Vorbereitung. Deshalb auch die gründliche Auswertung der Zielfotos im Unterrichtsraum, ganz wie es der Kommandeur und die Parteileitung forderten, denn alle Genossen kämpfen um gute Ergebnisse zu Ehren des VI. Parteitages.

Wenige Stunden später. Die ersten beiden Maschinen heben mit dröhnenden Triebwerken von der Betonpiste ab. An der Spitze fliegt als Paarführer Offiziersschüler Bahn. Schattengleich folgt ihm Offiziersschüler Böttcher.

Auf dem Schießplatz schaut indes der Flugleiter sorgenvoll zum Himmel. Die dunklen Wolken verheißen nichts Gutes. Auch die Sicht ist nicht besonders günstig. Doch da nähern sich schon vom Horizont schnell zwei kleine Punkte: das erste Paar. Der Flugleiter gibt dem Paarführer den Befehl zum Auflösen der Formation. Wie Habichte, die eine Beute entdeckt haben, umfliegen die beiden Jagdflugzeuge den Schießplatz. Da, das erste legt sich schräg über die linke Trag-



„Er verspricht ein guter Flugzeugführer zu werden", sagen seine Vorgesetzten von Wilfried Bahn, dem ehemaligen Schlosser aus dem Mansfelder Gebiet.



Den Rekordschützen in die Mitte genommen haben die Genossen Bahn und Böttcher. Offiziersschüler Alfred Kowalczyk setzte von 20 Schüssen 16 ins Ziel.



„Noch ein Stückchen nach links!“ Während des Fluges läßt sich das Ziel allerdings nicht dirigieren wie hier beim Kabinentraining.

fläche und kurvt ein. Rasend schnell nähert es sich dem Ziel. Der Flugzeugführer hat den imitierten Bomber im Visier. Aus 800 m Entfernung eröffnet Wilfried Bahn das Feuer. Auf der Zielfläche spritzt Sand hoch. Treffer bereits beim ersten Anflug. Da ist der Jäger auch schon wieder den Blicken entschwunden. Die zweite Maschine greift an. Und so wiederholt sich Anflug auf Anflug. Dann gibt der Flugleiter den Befehl zum Aufschließen.

Es ist schon Abend, als die letzte Maschine auf den Abstellplatz rollt. Mit 11 Treffern hat Wilfried Bahn die Aufgabe mit „sehr gut“ erfüllt. Sein „Nebenmann“, Joachim Böttcher, brachte sechs Treffer ins Ziel. Auf dem Weg zur Unterkunft und auch danach ist der Flug noch lange Gesprächsthema. Die Offiziersschüler der Staffel Prehl sind ihrem Ziel, fliegerische Meisterschaft zu erwerben, einen Schritt nähergekommen. *F. Haubert*



Lachen nicht verboten

In einer ostdeutschen Garnison, ziemlich weit weg von Berlin, suchte am Anfang unseres Jahrhunderts eines Tages ein junger Leutnant den Oberstabsarzt auf, der wegen seiner Menschlichkeit und Jovialität allgemein beliebt war. Er sei da in eine merkwürdige Situation geraten, sagte der junge Offizier. Vielleicht könne ihm der Ältere aus seiner Erfahrung heraus einen guten Rat geben.

Der Oberstabsarzt, der irgendeine Liebesgeschichte vermutete, ermunterte den Verlegenen, und es kam folgendes heraus: Der Leutnant habe zu später Nachtstunde auf dem Nachhauseweg am Rande der Stadt einen Zivilisten betrunken im Straßengraben gefunden. Er sei dem offenbar Hilflosen beigesprungen. Bei näherem Zusehen sei ihm zu seinem Entsetzen klar geworden, daß dieser Zivilist der Regimentskommandeur war.

„Hat er Sie denn erkannt?" fragte der Stabsarzt.

„Sicher! Ich habe ihm doch aufgeholfen und ihn bis zu seiner Vorgartentür gebracht."

„Das macht Ihrem guten Herzen alle Ehre. Aber es wird Ihnen nun nichts anders übrigbleiben, als sich sofort zu einem anderen Regiment zu melden."

„Ja, hätte ich ihn denn bei der Winterkälte hilflos . . ."

„Lieber Freund, es kommt nicht darauf an, was Sie hätten, sondern was Sie haben. Sie haben ihn schwach gesehen, Sie haben ihm auch noch in der Schwäche geholfen – das wird er Ihnen nie verzeihen."

„Aber ich habe doch recht . . . "

„Eben! Das ist das Schlimmste, was man haben kann. Das wird einem niemals vergeben."

Gerhard Desczyk



Am 16. Oktober 1906 besetzte ein Kommando von zehn Infanteristen und einem Gefreiten unter der Führung eines Hauptmanns das Rathaus des Berliner Vororts Köpenick und verhaftete den Bürgermeister und den Hauptkassenverwalter. Während der Hauptmann die Stadtkasse mit dem Tagesbestand von viertausend Goldmark beschlagnahmte, brachten die Soldaten die beiden Verhafteten mit einer Droschke in die Neue Wache nach Berlin. Wenige Stunden später begann eine fieberhafte Fahndung nach dem erwerbslosen Schustergesellen Wilhelm Voigt. Die preußischen Behörden hätten ihn vierteilen, die übrige Welt vor Freude über seinen wohlgelungenen Streich ans Herz drücken mögen.

Wilhelm Voigt, der nirgends Geld und Arbeit fand, hatte bei einem Trödler eine Hauptmannsuniform, einen Dienstmantel und einen Säbel gekauft, auf der Straße eine Abteilung Infanteristen angehalten, sie unter sein Kommando gestellt, das Bajonett aufpflanzen lassen und so – nur auf die Würde der Uniform gestützt – Köpenicks Rathaus erobert. Widerspruchslos folgten Bürgermeister und Beamtenschaft den Befehlen der Uniformierten; denn man befand sich im Preußen-Deutschland, wo der Mensch erst beim Leutnant begann.

Mit seinem Streich hatte der Schuster den deutschen Militarismus bis auf die Knochen blamiert. Nur ein Fehler soll ihm unterlaufen sein. Befragt, ob ihnen an dem falschen Huuptmann nichts aufgefallen sei, sollen die zehn Infanteristen prompt zur Antwort gegeben haben: „Doch, er war so anständig. Nicht ein einziges Mal hat er uns angeschnauzt!"

Hansgeorg Meyer



Hindenburg spricht im Rundfunk. Das Manuskript seiner Ansprache hat er in der Hand; da es bei ihm aber mit dem Lesen etwas hapert, spricht ihm sein Staatssekretär leise den Text vor.

Hindenburg poltert gerade den Satz in den Äther: „Es ist jetzt keine Zeit zu Festen und . . .", als ihm Meißner rasch das ausbleibende Wort zuflüstert: „Bällen! Exzellenz!" Worauf Hindenburg getreulich zu bellen beginnt: „Wau, wau, wau!"



Während der Kampagne für die Enteignung der deutschen Fürsten im Jahre 1926 wagte sich ein Berliner Kommunist in die Dahlemer Villa eines

Generals vom alten Adel. Der Mann konnte sich als Träger einiger Kriegsauszeichnungen ausweisen, er trug überdies das Eiserne Kreuz auf seiner Joppe und wurde vorgelassen.
„Welche Strafe, Herr General, erwartet Fahnenflüchtige?“ fragte der Kommunist.
„Fahnenflüchtige werden erschossen!“ antwortete der General.
„Was geschieht mit fahnenflüchtigen Offizieren?“
„Sie werden erschossen.“
„Und fahnenflüchtige Generale?“ fragte der Kommunist weiter.
„Werden erschossen.“
„Haben fahnenflüchtige kommandierende Generale Anspruch auf Pension oder Rente?“
„Fahnenflüchtige werden erschossen, Mann!“
„Und vom Ausland her – können solche Leute Anspruch erheben auf Sold oder Vermögen?“
„Fahnenflüchtige sind ehrlos. Sie werden erschossen.“
„Auch solche adliger Herkunft?“ fragte der Kommunist.
„Auch solche!“ rief der General.
Da griff der Kommunist in die Tasche seiner Joppe, zog einen Zettel hervor und bat den General um seine Unterschrift.
„Es handelt sich“, sagte er, „um die Enteignung Ihrer nach Holland geflohenen ehemaligen Befehlshaber, um den fahnenflüchtigen Kaiser und seine fahnenflüchtigen Söhne.“ Hansgeorg Meyer



Illustrationen: Horst Bartsch



Nachdem in den Frühjahrstagen des Jahres 1945 die Schätze der Dresdner Kunstsammlungen von den sowjetischen Truppen gefunden worden waren und es sich herausgestellt hatte, daß zu ihrer Rettung vor dem Verfall unverzüglich Maßnahmen getroffen werden mußten, erhob sich die Frage, ob die Kunstschätze am besten mit Flugzeugen oder mit der Bahn nach der Sowjetunion transportiert werden sollten. Der Kommandeur der sowjetischen Luftstreitkräfte plädierte, da jede Stunde kostbar sei, für den sofortigen Abtransport auf dem Luftwege. Marschall Konew, Oberbefehlshaber der Truppen in diesem Abschnitt, war anderer Meinung. Er hielt die Bahn für das geeignetere Beförderungsmittel. Die Bahn, meinte er, sei ihm in diesem Falle sicherer. Er wolle die Sicherheit von Flugzeugen keineswegs bezweifeln, aber immerhin könnte doch einmal eins abstürzen, nicht wahr? Der Kommandeur der Luftflotte schüttelte bestürzt und verständnislos den Kopf. „Ich verstehe Sie nicht, Genosse Marschall. Sie selber sind Dutzende Male mit unseren Maschinen geflogen und jedesmal absolut unbeschädigt wieder auf der Erde angekommen!“
„Mein Lieber“, sagte Konew, „das war etwas ganz anderes. Hier geht's um Rembrandt und Tizian.“

Ulrich Speitel



In einem verträumten, malerischen Städtchen am Rhein wurde im Jahre 1957 bekannt, daß dort eine Garnison der Bundeswehr etabliert werden solle. Die Gewerbetreibenden rieben sich schon die Hände in Erwartung höherer Umsätze; aber viele andere Einwohner verhielten sich ablehnend. Deshalb machte die Regierungspartei eine öffentliche Versammlung, die garnisonfeindliche Bevölkerung umzustimmen. Dazu wurde eigens ein CDU-Bundestagsabgeordneter aus Köln kommandiert, der in seiner Rede die deutsche Tradition weidlich strapazierte.
Gleich als erster Diskussionsredner meldete sich der Bürgermeister. Er fragte den Abgeordneten rundheraus, ob zur Garnison nicht auch ein Freudenhaus gehöre. Der Gefragte versuchte, die Klippe mit Humor zu umschiffen. Natürlich benötigten handfeste Soldaten lockere Mädchen, das sei von alters her Brauch, viele zünftige Soldatenlieder sängen davon, und es gehöre selbstverständlich zur Tradition.
Freudenhäuser mögen in Köln eine altehrwürdige Tradition darstellen, meinte der Bürgermeister, in seinem Städtchen nicht. Er und die meisten Einwohner ständen auch nicht dafür, sie nachträglich einzuführen. „Ist es nicht so, Gevatterinnen?“ wandte er sich an die anwesenden Ehefrauen. Laute Zustimmung antwortete ihm. Um nicht undemokratisch zu verfahren, fragte der Bürgermeister jetzt die Ehemänner. Es bedurfte keines Rippenstoßes der Gevatterinnen, daß die Zustimmung der Männer nicht leiser war als die ihrer Frauen. Es bedeutete das Ende der Versammlung, als der Bürgermeister feststellte: „Wie Sie sehen, sind unsere Bürger gegen eine Garnison, weil ihnen die Moral verbietet, für ein Freudenhaus zu sein.“

E. R. Greulich



Im D-Zug nach Frankfurt a. M. sucht ein SA-Führer einen Nichtarier zu provozieren: „Na, Jude, wer trägt denn Schuld daran, daß wir den Krieg verloren haben?“
„Die jüdischen Generäle, Herr Sturmführer!“
„Hm! Aber wir hatten doch gar keine jüdischen Generäle?“
„Wir nicht, Herr Sturmführer, aber die anderen!“



Hart an der Steilwand saust der Bob,
er kreischt beim Kurvenschneiden.
Ich frag' mich voller Ängste, ob
das gut geht, mit den beiden.

Ob blond, ob braun mich mehr bewegt,
ist schwierig zu entscheiden . . .
Doch – „Prosit Neujahr!" – quergelegt
kann ich sie beide leiden! – *h*

EIN STERN
auf krummen Touren

VON KARL-HEINZ EYERMANN



1946: Friedrich Flick – ein verhafteter Rüstungsgewinnler und Multimillionär.

Auf dem Parkplatz der Koblenzer Straße „Am Rhein 2–3" stehen sie in Reih und Glied, die Limousinen mit dem Dreizack-Silberstern auf der Kühlerhaube. Die Herren vom Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung fahren wie die Generale und Ministerialdirektoren im Bonner Kriegsministerium Mercedes, den Typ, den die Konzernreklame preist: „Ein guter Stern auf allen Straßen." Auf *allen* Straßen? Vor allem auf der Straße der Rüstungsindustrie!

Wie einst die Nazi-Wehrmacht steht heute die Bundeswehr unter dem Mercedes-Stern: Daimler-Benz-Fahrzeuge für die motorisierten Einheiten, Motoren für die Kriegsschiffe, Strahlturbinen für die neuen Balkenkreuz-Flugzeuge. Und mancher Mercedes-Wagen, der vor den genannten bundesdeutschen Ämtern parkt, kam nicht auf dem üblichen Weg des Kaufs an seinen heutigen Besitzer, sondern ist ein Trinkgeld für millionenträchtige Rüstungsaufträge.

Schon einmal hat die Kraft der geschichtlichen Entwicklung die Geheimarchive des Daimler-Benz-Konzerns aufgebrochen und Materialien ans Tageslicht gefördert, die schwarz auf weiß beweisen, daß die Korruption ein langjähriges Rezept der Kriegsgewinnler von Daimler-Benz ist.

1934 erhält der zweite Mann im Nazistaat, Göring, einen Mercedes-Wagen als Geschenk und Daimler-Benz einen großen fetten Happen vom Rüstungskuchen. Streng vertraulich schreibt die Daimler-Benz-Aktiengesellschaft am 12. Januar 1934 an Göring:

„Hochzuverehrender Herr Ministerpräsident!

Wir dürfen Ihnen unseren ergebensten Dank dafür zum Ausdruck bringen, daß Sie die Güte gehabt haben, gestern unserem Herrn Keil eine Unterredung zu gewähren. Aus dieser Unterredung haben wir zu unserer Freude entnommen, daß Sie für den Wagen, den wir Ihnen zeigen durften, bzw. für seine fahrtechnischen Leistungen, besonderes Interesse an den Tag gelegt haben. Unsere Firma bittet ergebenst darum, Ihr fachmännisches Urteil über diesen Typ zu hören, den wir zur Zeit wohl als eine Spitzenleistung der Automobil-Industrie ansehen können.

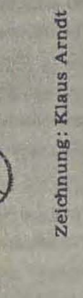
Aus diesem Grunde sprechen wir die ergebenste Bitte aus, daß wir, hochzuverehrender Ministerpräsident, Ihnen diesen Wagen zur Verfügung stellen dürfen, um seine Fahreigenschaften eingehend kennenzulernen. Wenn Sie uns die Ehre antun würden, uns nach einer gewissen Zeit Ihre Eindrücke über diesen Wagen mitzuteilen, wären wir Ihnen besonders dankbar.

Heil Hitler

Daimler-Benz-Aktiengesellschaft

(von Hentig) (Keil)"





Zeichnung: Klaus Arndt

Jener von Hentig, der am 12. Januar 1934 Göring den „Leihwagen“ anbot, steigt groß in die Rüstung ein: Wehrwirtschaftsführer, NSKK-Standartenführer und Direktor des Panzerwerkes Berlin-Marienfelde. Von Hentig brüstete sich später einmal öffentlich:
„Ich habe lange vor der Machtergreifung Herrn Wunderlich mit der Weiterentwicklung der Vollkettenfahrzeuge beauftragt, trotz der entgegenstehenden Bestimmungen des Versailler Vertrages, so daß wir imstande waren, bei der Machtergreifung sofort den Hebel auf die Kriegsproduktion umzuschalten.“
Und die „Leihwagen“ bestimmten mit den Umfang der Kriegsproduktion. So konnte General Leeb, Chef des Heereswaffenamtes, gegenüber Vertretern von Daimler-Benz bereits am 8. Oktober 1935 erklären:
„Im übrigen möchte ich nicht verfehlen, ausdrücklich zu betonen, daß Sie in reichlichem Maße bei Vergebung der Aufträge berücksichtigt worden sind, und zwar in größerem Umfange wie andere Firmen... So sind Ihnen besonders auch in Personenwagen größere Aufträge überschrieben worden, als dies an und für sich hätte der Fall sein sollen. Ihr Anteil beträgt teilweise bis zu 50 Prozent des Gesamtbetrages, den wir vergeben haben.“
Werden heute ähnliche Briefwechsel und Geheimberatungen hinter verschlossenen Türen zwischen der Bonner Generalität und Ministerialbürokratie einerseits und den Vertretern des Daimler-Benz-Konzerns andererseits geführt? Daran gibt es keinen Zweifel!
Hauptaktionär ist seit einigen Jahren der einstmals als Kriegsverbrecher verurteilte Rüstungsmagnat Friedrich Flick. Rund die Hälfte aller Kraftwagenlieferungen für die Bundeswehr gehen auf sein Konto, werden von Daimler-Benz und dem frisch erworbenen Tochterunternehmen „Auto-Union-GmbH“ besorgt. Allein im Jahr 1959 erhielt Daimler-Benz einen Auftrag über 9000 Lastkraftwagen für die Bundeswehr. Und Auto-Union konnte bis zum gleichen Zeitpunkt für einen Geländewagen nach Art der amerikanischen Jeeps Aufträge über 15 300 Stück buchen. Auch an dem Luftrüstungsprogramm ist Flick mit Daimler-Benz und der unter seiner Kontrolle stehenden Firma Siebel beteiligt. Die Umrüstung der westdeutschen Luftwaffe auf den Tiefangriffsjäger Fiat G 91 und auf den „Super Starfighter“ ist auch für diese Monopolgruppe zu einem lukrativen Geschäft geworden.
Um sich einen hohen Anteil am Geschäft der Aufrüstung zu sichern, wird auch wieder der Leihwagen als Bestechungsartikel hervorgekramt. Und nicht nur der Leihwagen. Je nach „Wertschätzung“ werden auch Sektkisten, Pelzmäntel, Auslandsreisen, Fernsehapparate, Teppiche und vieles andere an den Mann gebracht. Dies wurde bekannt, als rivalisierende Industriegruppen, denen die Praktiken unter dem Mercedes-Stern nicht verborgen blieben, die Leihwagen-Affären in die Öffentlichkeit lancierten. Dabei fielen allerdings nur die kleinen Handlanger; die Hauptdrahtzieher, die von Daimler-Benz auch die größten Geschenke erhielten und erhalten, blieben und bleiben verschont. So mußte Adenauers Sekretär Kilb gehen, aber der Kanzler, der zum 75. Geburtstag einen Mercedes neuesten Typs geschenkt bekam, blieb. Bekannt wurde auch, wie Daimler-Benz den „Unimag“ (Universal-Motor-Gerät) – ein Fahrgestell für gepanzerte Fahrzeuge und bewegliche Raketenabschußrampen – an den Mann brachte. Der Chef der Daimler-Benz-Niederlassung in Köln, Josef Küsgens, wickelte den Vertrag mit einem Oberst von Löffelholz unter Zahlung ansehnlicher Schmiergelder ab. Im Dezember 1956 verfaßte dieser Küsgens, dem man in Köln eigens eine Filiale für Kontakte mit der Bundeswehr eingerichtet hatte, folgenden streng vertraulichen Brief:
„Wenn die Projekte im Bundesverteidigungsministerium weitergetrieben werden sollen, wird es höchste Zeit, daß wir unsere Unterlagen einreichen ... damit Oberst Löffelholz seine Bemühungen im eigenen Hause, den Unimag-S. Heck für bestimmte Zwecke unterzubringen, fortsetzen kann.“
Eine Neuauflage alter Geheimbriefe!
Seit 1912, also seit 50 Jahren, besteht bei Daimler-Benz – das kam bei einem Bestechungsskandal ebenfalls zum Vorschein – eine „Leih“-wagen-Abteilung, die den „Verleih“ organisatorisch in Händen hält. Selbstverständlich gibt es bei diesem „Verleih“ keine Leihgebühr, und auch die Reparaturkosten übernimmt Daimler-Benz. Aber diese Ausgaben lohnen sich wieder einmal für die Rüstungsgewinnler. Und damit dürfte auch klar sein, warum vor dem Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung, dem Nachfolger des faschistischen Heereswaffenamtes, heute soviel Mercedeswagen parken ...



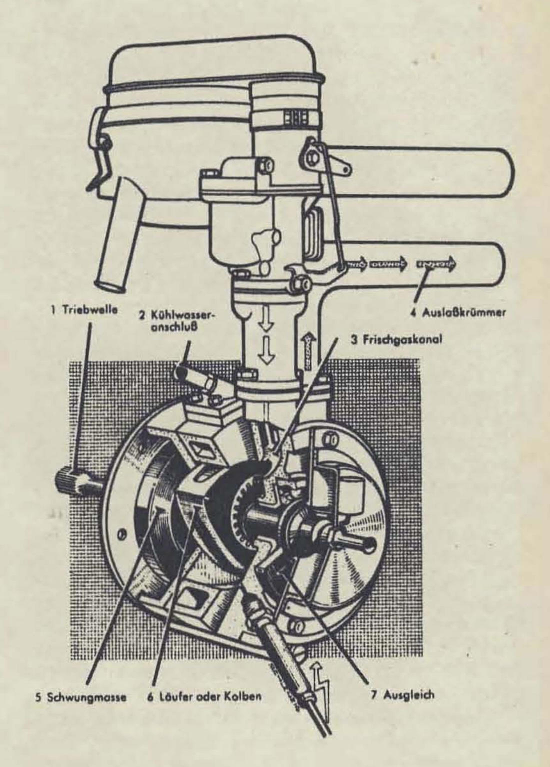
1962: Friedrich Flick – ein dem Rüstungsgewinn verhafteter Multimillionär.

Der Motor des 20. Jahrhunderts?

Von Hauptmann (Ing.) H. Bock und G. Kämpfe

Gegen Ende des Jahres 1959 wurde, von den westdeutschen NSU-Werken ausgehend, mit viel Reklamegeschrei und zunächst noch unvollständigen Informationen eine Revolution im Motorenbau angekündigt. Dieser neue Motor, nach seinem Erfinder auch Wankelmotor benannt, sollte Kennwerte erreichen, von denen die Konstrukteure herkömmlicher Hubkolbenmotoren bisher nur zu träumen wagten.
Dieser Rummel ließ die Aktien der beteiligten Konzerne natürlich sofort sprunghaft hochschnellen, zumal bekannt wurde, daß die amerikanische Motorenindustrie in Gestalt der Curtiss-Wright-Corporation ebenfalls in das Geschäft einzusteigen gedachte und die Lizenz kaufte. Nachdem man die technische Öffentlichkeit etwas genauer über die Einzelheiten dieses „Wundermotors" unterrichtete, wurde es plötzlich ruhig um den neuen Drehkolbenmotor. Es folgten zweckpessimistische Berichte der NSU-Werke und – die Aktien fielen genauso schnell, wie sie am Anfang gestiegen waren.
Die Konzerne und Banken aber hatten ihr großes Geschäft im trockenen.
Jetzt, da etwas Ruhe eingetreten ist, fragt man, was war das für ein Motor, wie geht es damit weiter?
Schon ein halbes Jahrhundert lang werden immer wieder Patente angemeldet, in denen versucht wird, bei Verbrennungsmotoren die erforderliche Drehbewegung nicht über den auf- und niedergehenden Kolben und über das Pleuel auf die Kurbelwelle zu übertragen. Bei dieser Anordnung treten sehr hohe Massenkräfte auf, die der Steigerung der Drehzahl eine bestimmte Grenze setzen. Man will diese Drehbewegung durch einen ebenfalls rotierenden Kolben erzeugen. Damit soll der bisherige technische Umweg korrigiert und die Möglichkeit geschaffen werden, die auftretenden Massenkräfte bedeutend zu verringern und die Drehzahlen im Interesse der Leistungssteigerung erheblich zu erhöhen.
Dieser Drehkolbenmotor nimmt damit eine Mittelstellung zwischen dem herkömmlichen Hubkolbenmotor und den Gasturbinen ein.
Nun einiges zu seinem technischen Aufbau.
Im Prinzip besteht der Drehkolbenmotor aus nur zwei neuen Hauptbauteilen (siehe Abb. 1):

- dem feststehenden Gehäuse mit den Ansaug- und Auspuffkanälen





- und dem rotierenden Drehkolben, der über eine Innenverzahnung mit der Außenverzahnung der Abtriebswelle (Exzenterwelle) verbunden ist.

Die wenigen weiteren Zubehörteile sind schon vom herkömmlichen Motor bekannt. Das größte Problem bei dem neuen Prinzip besteht allerdings in der Abdichtung des rotierenden Kolbens an den Stirn- und Seitenflächen.
Jener Felix Wankel fand ein brauchbares System, und im zeitigen Frühjahr 1957 konnte der erste Drehkolbenmotor auf dem Prüfstand des NSU-Werkes zum Leben erweckt werden. Was ihn auszeichnete, waren die relativ großen Leistungen, die zu erreichenden ungewohnt hohen Drehzahlen, der geringe Platzbedarf und seine geringe Eigenmasse. So brachten Mustermotoren zum Beispiel folgende Leistungen: etwa 50 PS bei einer Kammergröße von 400 cm³, 30 PS bei 250 cm³ und 6–12 PS bei 60 cm³ Kammergröße.

Das sind immerhin Leistungen, die die eines normalen Hubkolbentriebwerkes bedeutend übertreffen. Mehr als die erreichten Leistungen jedoch überzeugten Masse und Platzbedarf. Der 125er Versuchsmotor hatte 11 kp Eigenmasse, der 250er Motor einen Durchmesser von 22 cm und die Dicke eines Lexikons.

Diese Vorteile sind bei zivilen Kraftfahrzeugen nicht so wesentlich wie bei geländegängigen Armee-Kfz. Eine geringe Eigenmasse des Motors führt zu einer geringeren Belastung der Vorderachse, mit all den dabei entstehenden Vorteilen. Hinzu kommt, daß die relativ kleinen Ausmaße des Motors den Einsatz von Fahrzeugen in Frontlenkerbauweise mit optimalen Platzverhältnissen im Fahrerhaus ermöglichen. Darüber hinaus finden Versuche statt, die Drehkolbenmotoren auch mit Diesel- und anderen niedrigoktanigen Kraftstoffen zu betreiben. Wenn auch noch keine 100prozentigen Erfolge erzielt wurden, konnte trotzdem Vielstoffeignung festgestellt werden. Diese Eignung ist für militärische Zwecke besonders wertvoll und veranlaßt auch die NATO-Militärs zur tatkräftigen Unterstützung der Entwicklungen.

Es kann festgestellt werden, daß der Drehkolbenmotor, obwohl ihm noch verschiedene Mängel anhaften (restlose Lösung des Dichtproblems, Senkung des Kraftstoffverbrauchs), einen gangbaren Weg zur Weiterentwicklung der Antriebsmotoren für die verschiedenen Verwendungszwecke darstellt. Die ersten praktischen Einsatzmöglichkeiten werden wohl auf Gebieten liegen, in dem der Motor nur in einem relativ konstanten Belastungs- und Drehzahlbereich beansprucht wird, zum Beispiel in Motorsägen, stationären Motoren usw. Es sind aber auch schon Versuche mit Drehkolbenmotoren im Kraftfahrzeug gefahren worden, die gute Ergebnisse brachten.

Nun gibt es zwar schon neue Erfindungen, wie zum Beispiel die elektrochemischen Brennstoffzellen, die chemische Energie mit sehr hohem Wirkungsgrad in mechanische Energie umwandeln. Um sie aber bis zur Serienreife zu entwickeln, wird sicher noch eine ganze Zeit vergehen. In dieser Zeit wird der Drehkolbenmotor zumindest auf bestimmten Gebieten als Nachfolger des Hubkolbenmotors eingesetzt werden.

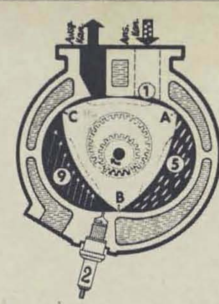
In Österreich soll ein Drehkolbenmotor NCFRZ entwikkelt worden sein, der einschließlich Zubehör eine Eigenmasse von nur 80 kp besitzt, aber bei 1000 U/min bereits 100 PS und ein Drehmoment von 40 mkp abgibt.

Auch im sozialistischen Lager beschäftigen sich viele ausgezeichnete Wissenschaftler und Techniker mit der Weiterentwicklung des Drehkolbenmotors.

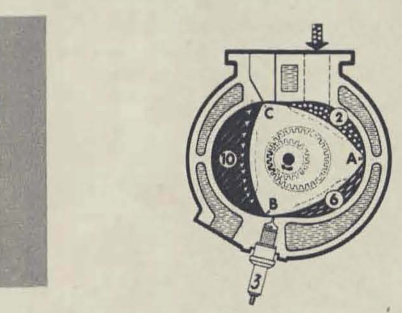
Da sprach kürzlich ein Mitarbeiter der sowjetischen Zeitung „Iswestija" mit Alexander Iwanowitsch Peltzer, einem Konstrukteur. „Bis heute sind schon über hundert Drehkolbenmotoren erfunden worden", sagte A. I. Peltzer, „aber fast alle haben sich als nicht arbeitsfähig erwiesen, nur aus einem einzigen Grund – niemandem gelang es, eine zuverlässige Abdichtung zu finden. Das von mir ausgearbeitete Prinzip der Abdichtung unterscheidet sich grundlegend vom System Wankels."

Ob sein Prinzip besser sei, wollte der Mitarbeiter der „Iswestija" wissen.

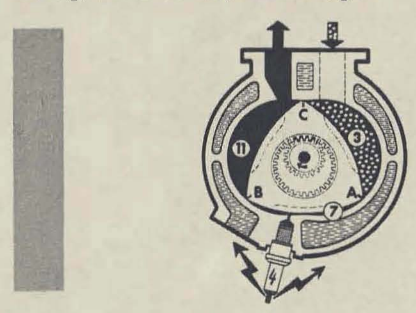
„Wir werden sehen . . ." sagte der sowjetische Konstrukteur.



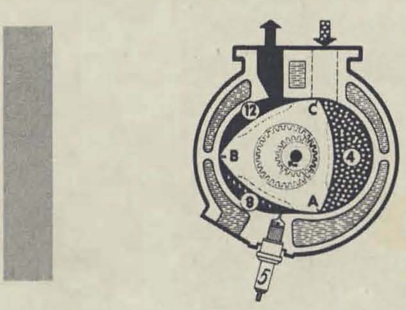
Durch die rotierende Bewegung des Läufers beginnt bei Stellung 1 das Ansaugen, das Kraftstoff-Luftgemisch in Kammer 5 wird verdichtet. In Kammer 9 hat sich die Zündung bereits vollzogen. Das verbrennende Gemisch leistet nützliche Arbeit, indem es den Kolben und die Antriebswelle weiterbewegt.



Fortsetzung des Ansaugens in Kammer 2, des Verdichtens in Kammer 6 und der Verbrennung in Kammer 10. Die Dichtkante C steht dicht vor der Stellung, wo sie den Auspuffkanal freigibt.



Der Auspuffkanal ist freigegeben, das verbrannte Gas wird hinausgedrückt. In Kammer 3 wird weiter frisches Kraftstoff-Luftgemisch angesaugt. In Kammer 7 vollzieht sich gerade die Zündung.



Die Dichtkante C wird gleich den Ansaugkanal abschließen. In der Kammer 4 beginnt danach die Verdichtung. In Kammer 8 dehnt sich das entzündete Gemisch weiter aus. Das Volumen von 12 wird immer kleiner, die letzten Auspuffgase werden hinausgedrückt.





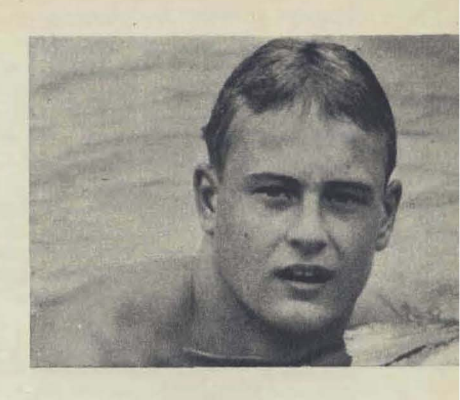
us einem Packen Winterlandschaften hatten wir dieses Foto herausgesucht, dann hieß es: „Fahr' nach Jonsdorf, suche das Haus und finde das neue, sozialistische Leben darin." So stand ich eines Nachmittags in diesem Kurort, mit großer Erwartung und 20 Stunden Zeit, hinter mir die Kleinbahn aus dem Jahr 1890, vor mir das Gemeindeamt. Des Bürgermeisters Stellvertreter meinte daselbst: „Am besten, Sie machen Quartier im Kurhaus und dann einen Spaziergang ins Schweizertal. Es könnte das Haus von der Buttig, Emma sein, Nr. 93. Anderenfalls fragen Sie nochmals beim Genossen Bügel, Haus 75." Und da er Reservist war und im Herzen mit der Armee noch immer per Du, schlug er vor, notfalls über sein Haus zu schreiben. Ein hübsches, nächtliches, winterliches Foto davon liege daheim und ... Ich ließ mir von ihm nicht das Foto sondern die Neuigkeiten des letzten Jahres geben. Dies sind nur einige, beinahe wahllos herausgegriffene ... Die Waldbühne bekam neue Sitzbänke, die Vögel im Kurpark neue Käfige, das Standesamt einen Festraum, der in ganz Ostsachsen als Muster gilt und in dem das Heiraten eine Lust sein muß; dann begannen die Frauen mit dem Eisschießen und Rochus Wagner, Altinternationaler und alter Jonsdorfer, als Trainer für den Abfahrtslauf; der Kulturbund erhielt ... doch davon später; 750 000 Mark an Staatszuschüssen bekam allein dieser eine Ort, der 1950 nur 10 850 Urlaubern, heute aber jährlich 24 000 Erholung gewährt und in dem während der Saison in jedem Haus FDGB-Urlauber wohnen. In jedem Haus! Mich interessierte ein bestimmtes Haus! Also auf zum Schweizertal! – Sie werden es schon ahnen: Das Haus war nicht zu finden. Genauer: Mal fand ich mein Haus, mal meine zwei Fichten, aber niemals beides zusammen. So kam ich zum Genossen Bügel, Verwalter eines Heimes, das in beiden Weltkriegen als Lazarett diente, heute aber der Genesung Tbc-kranker Frauen vorbehalten ist. Festigungskur nennt sich ein Aufenthalt, und das sind vier Wochen angefüllt mit viel Schlaf, Luft, nochmals Schlaf, zur Abwechslung etwas Ruhe, aber mit wenig Ausgang in den Ort und ins Kurhaus an die Tortenteller. 600 Mark zahlt der Staat für jeden Patienten. – So wußte ich dann viel über dieses in der DDR einmalige Heim am Wald, aber wenig über mein Heim an den beiden Fichten. Der Himmel sah inzwischen schwarz aus, doch ich sah nicht ganz so schwarz. Denn: „Es könnte das Haus vom Schneider-Erich sein", gab Genosse Bügel zu bedenken und zeigte mir sicherheitshalber den Weg zum ABV. – Ich ging lieber gleich zum ABV. (Anderntags entdeckte ich vor Schneider-Erichs Haus zwar soviel Fichte, aber nicht soviel Fichten wie gesucht, anstelle von zwei kleinen, eine große.) Unterwegs fiel mir ein Wegweiser auf: „Zur Sternwarte". Im August war sie eingeweiht worden. Das Fernrohr allein hat einen Wert von 40 000 Mark, aber die ganze Anlage kostete der Gemeinde nur 20 000 Mark. Eine Unbekannte aus dieser Gleichung: Ein Kollektiv von Zeiss/Jena hatte in freiwilliger Arbeit mitgeholfen. Die ersten eigenen Aufnahmen vom Mars waren dann für viele Jonsdorfer und Urlauber so sensationell und lehrreich, wie es die Aufnahmen der Marssonde für die Astronomen sein werden. Aber der Mars war fern und die Regenwolken an diesem Abend direkt über Jonsdorf, und ich sagte mir: „Sternwarte heißt heute höchstens auf die Sterne warten. Auf dich wartet außerdem der ABV." – Dieser empfahl mir nach Studium des Fotos zwei Wege: einen ins Schweizertal, den zweiten zur Maschinenfabrik. Auf jenem würde ich vielleicht in der Nummer 87 oder 88 mein Haus finden, auf diesem aber mit Sicherheit das Weltniveau. – Anderen Tags, in Urlauberfrühe – der Koch vom Kurhaus stand gerade in durchaus nichtsaisonüblicher Köchearbeit auf hoher Leiter und brachte Gardinen an – ging ich wieder mein Haus suchen, vorher aber auf einen Sprung in die Maschinenfabrik, um wenigstens ein Prospekt vom Weltniveau mitzunehmen. Der Sprung dauerte so lange, daß ein Arbeiter währenddessen mit der neuesten Schwabbelmaschine das Holz für 12 Kleiderschränke hätte schwabbeln können. Das klingt Ihnen lächerlich? Das ist eine sehr ernsthafte und großartige Sache! „Schwabbeln" ist eine Methode, Holz zu polieren. 1954, als man noch mit der Hand schwabbelte, brauchte man für einen Quadratmeter 200 Minuten, die Halbautomatischen schwabbeln daran nur 10 Minuten, und die neuen Vollautomatischen, die das Werk baut, ganze 2 Minuten. Und das ist Weltspitze. Deshalb ist die sozialistische Welt übereingekommen: Jonsdorf wird in Zukunft nur noch Schwabbel- und Dübelmaschinen herstellen, als einziges Werk im ganzen sozialistischen Lager. 1955 lag die Produktion im Werk noch bei 1,9 Millionen Mark. 1962 waren es bereits über 4 Millionen, und im kommenden Jahr – so haben sich die Arbeiter zum VI. Parteitag verpflichtet – sollen es noch einmal 800 000 Mark mehr sein. Von der 62er Produktion gingen 65 Prozent ins Ausland, 35 Prozent kamen in die eigene Industrie. Herauskommen werden mehr und billigere Möbel, und manches Heim kann

DDR UNSER VATERLAND

wohnlicher gestal . . . Manches Heim! Aber mein bestimmtes Heim? — Als ich auch in den Häusern 87 und 88 nicht „mein" Haus entdeckt hatte, war meine nächste Station die Jugendherberge „Hilde Coppi". Hier erhielt ich erstmalig keinen falschen Hinweis — aber auch keinen richtigen, sondern Material für einen neuen Artikel. Drei Jugendherbergen gibt es in Jonsdorf heute, 1945 gab es 0. Die „Hilde Coppi" war bis 1933 ein Arbeitersportlerheim. Die Faschisten machten daraus ein NS-Bräuteheim. Hierher wurden aus nah und fern die Gelegenheitsbräute verschickt, die von strammen Nazifunktionären und für den geliebten Führer ein Kind unter dem arischen Herzen trugen. Heute ist mit den Bildern ermordeter Antifaschisten auch ein neuer Geist in das Heim eingezogen. — Ein Herbergsplatz ist billiger als ein FDGB-Ferienscheck, aber er ist kein verbilligter FDGB-Ferienscheck. In jeder Herberge wird deshalb in der Saison für höchstens fünf Tage Unterkunft gewährt. Die Jugend soll sich die Heimat erwandern! Und so eine Wanderung in das Mühlsteingebiet beispielsweise hat viel Sehens- und Wissenwertes zu bieten. Soziologisches: Wie schwer es der Arbeiter früher hatte, als er hier mit primitivstem Werkzeug Mühlsteine brach und fertigte, die in viele Länder gingen. Politisches: Die Freundschafts- und Friedensgrenze zur befreundeten CSSR. Naturwissenschaftliches: Die Bärlappe unter anderem, eine degenerierte Pflanze der Vorzeit, deren Sporen erst in 18 Jahren zu einer jungen Pflanze werden. — Die Stimmung in der Herberge war gemischt: halb Lehrgang, halb Kindergarten. Ich sah einen Dozenten, dem ein Eishockey-Groschen-Grab des VEB Sport-Toto als Katheder diente. Er demonstrierte einer Schar Kindergärtnerinnen, wie man Kleinst- und Kleinkindern spielend beibringen kann, daß die Sonne gelb, die Kirsche rot und der Schokoladenpudding braun ist. Auf einer Tafel war da ein Teddy abgebildet, und diesem Teddy gab er verschiedenfarbige Mützen und verschiedenfarbige Roller. Und weil sie magnetisch waren und deshalb haften blieben, konnte der Teddy weiterrollern, hin zum Wald, wo . . . — Jetzt wird er durch irgendeinen Zufall oder Trick zu guter Letzt doch noch sein Haus finden! mögen Sie denken. Aber meine Zeit in Jonsdorf war abgelaufen, und ich hatte „unser" Haus nicht kennengelernt, wohl aber einen Ort, dem der sozialistische Staat freigebig Mühe und Mittel gab, und jährlich so viel von beidem, wie sie der alte Staat in Jahren nicht aufbrachte. Heute hängt es nicht nur in Jonsdorf nicht mehr so sehr vom Geld ab, sondern vor allem vom eigenen Willen, von der Überzeugungskraft der Mitmenschen und von der Überzeugungskraft unserer Entwicklung, ob einer kulturvoll und gesund lebt. Ob das die Menschen in unserem Haus begriffen haben? Beantworten wir die Frage, wenn wir wieder einmal nach Jonsdorf kommen, aber dann bei schönem Wetter und an einem Donnerstag — wegen der Sternwarte. Sagen wir also „Auf Wiedersehen" — in der Hoffnung, daß der Koch des Kurhauses, der gerade mit dem Objektleiter bei einer Runde Skat sitzt, in der Hochsaison über seine Freizeit ebenso großzügig verfügt wie jetzt über die Arbeitszeit.

H. Huth

Baseball si, Schwimmen no?



MIT FRANK WIEGAND IN KUBA

Hundert Punkte gewannen die männlichen Schwimmer unserer Republik bei den Europameisterschaften in Leipzig, 53 allein erschwammen unsere Genossen vom ASK Rostock und den Löwenanteil davon Frank Wiegand, Maat unserer Volksmarine und seit dem 7. Oktober Kandidat der SED. Im Oktober weilte er mit einer Delegation des Deutschen Schwimmsportverbandes 16 Tage in Havanna, um dort bei der Entwicklung des Schwimmsportes Pate zu stehen. Die amerikanischen Provokationen zwangen zur vorzeitigen und plötzlichen Abreise. Nicht einmal die üblichen Andenken waren gekauft – und dennoch besitzt Frank einige Gegenstände, Blätter und Bilder, die noch in Jahren Erinnerungen wachrufen werden.



Ein Blatt mit der Überschrift: „FLIGHT LOG NOTES" (Fluglognotizen) mit Angaben über Außentemperatur, Geschwindigkeit, Namen der Stewardessen usw.

Im FLIGHT-LOG-NOTES-Stil die Stationen unseres Fluges und das, was uns dort am augenfälligsten war.
Prag: Es war für mich ein Ausflug wie etwa von Dresden nach Berlin.
Zürich: Die Schönheit der Stadt.
Genf, Flugplatz: Kannte ich seit Rom.
Madrid: Wir durften nicht aus dem Flugzeug.
Lissabon: Die Menschen waren ärmlich gekleidet.
Caracas: Um 7.30 Uhr früh 40 Grad im Schatten.
Curacao: Kakteen, die wild wachsen, wie Bäume so groß.
Insel Aruba: Wunderbar von oben: knallblaues und grünes Wasser, schneeweiß der Strand, dunkelgrün die Insel.
Kingston auf Jamaika: Die englischen Behörden verweigerten uns, die Maschine zu verlassen.
Havanna: Herzlicher Empfang durch kubanische Sportfunktionäre und Sportler.



Ein paar Briefmarken, die auf blauem Untergrund einen arbeitenden Schweißer und davor einen Milizionär mit Gewehr zeigen.

Als die amerikanische Blockade begann, griff das ganze kubanische Volk zu den Waffen, um sein Vaterland zu verteidigen. Die Fahrstuhlführer trugen Uniform und Pistolen. Fast die einzigen im Hotel, bei denen wir keine Waffen sahen, waren die Kellner. Auch die kubanischen Trainer, mit denen wir arbeiteten, hatten ihre leuchtendweißen Hemden mit der Uniform und ihre Hand- mit den Pistolentaschen vertauscht. Eine Pistole, die ich mir ansah, hatte ein Kaliber von 12 mm. Nicht selten sieht man auch die kubanische Flagge auf dem Griff. Mein kubanischer Freund Junior Ferrez kam eines Morgens freudestrahlend zu mir ins Schwimmbad und teilte mir mit, daß er am nächsten Tag zur Armee gehe.



Ein buntes, gefaltetes Kartonblatt mit einem Foto der deutschen Schwimmer und kubanischen Sportfunktionäre, vielen handschriftlichen Widmungen und der gedruckten Aufschrift „Unsere Nacht im TROPICANA, in Havannas bekanntestem Nachtclub".

Hierher luden uns eines Abends unsere kubanischen Freunde ein. Früher tummelte sich hier im TROPICANA die amerikanische Hautevolee. Der alte Name ist zwar geblieben, aber das alte Publikum mit seinen Stripteasefreuden ist verschwunden. Dreimal des Nachts findet in diesem Club eine etwa einstündige Show statt. Gesangsdarbietungen wechseln mit rhythmischen Tänzen. Zwischen den Shows wird getanzt, nur Rumba und Samba.
Wir folgten gerade gespannt den Vorführungen, da stand aus dem Publikum ein junger Kubaner

auf, der von uns erfahren hatte, daß wir aus der DDR waren. Er sprang auf die Bühne, griff sich das Mikrophon und sprach einige Sätze. Sofort setzte großer Beifall ein, und alles schaute zu unseren Tischen. Ein Gedränge entstand, denn viele wollten uns die Hände schütteln.

Temperament und Patriotismus konnten wir auch während einer Kinovorstellung beobachten. Als in der Wochenschau Fidel Castro zu sehen war und er dann noch die Worte sprach: „Siegen oder sterben!" brach ein Beifallsorkan los. Alles klatschte und rief: „Venceremos! Wir werden siegen!"

Mein Freund Junior genierte sich erst, in unserem Beisein seine Begeisterung ebenso wie die anderen Kinobesucher zu zeigen, dann aber hielt es auch ihn nicht länger, und er rief ebenfalls. „Venceremos!" Sicherlich wird Junior als Soldat der kubanischen Armee mit der gleichen Begeisterung seinen Mann stehen.

Junior ist übrigens Kunstspringer. Er war ein paarmal in Mexiko und hat dort die mexikanischen Weltklassespringer beobachtet. Allein, ohne Trainer eiferte er den Mexikanern nach. Zweifellos ist er talentiert, und er wird bei wissenschaftlicherem Training noch besser werden.



Eine Plakette anläßlich der lateinamerikanischen Studentenspiele in Havanna mit einem Anhänger „Seminario" und eine Einladung.

In Havanna fanden während unseres Aufenthaltes einzelne Wettkämpfe der lateinamerikanischen Studentenspiele statt. Zu einem Seminar über sportliche Organisationen und sportliches Training waren auch wir eingeladen. Unsere direkte Hilfe für die Schwimmer und Trainer war jedoch wichtiger.

Was bei uns König Fußball, ist auf Kuba König Baseball. Auch viele Badefreunde hat es, aber nur wenig Schwimmsportler. Dabei gibt es allein in Havanna 40 Schwimmbecken. Es gibt auch Begeisterung für die Entwicklung des Schwimmsportes, und auch Talente. Kaum gibt es dagegen Sportgeräte und die notwendigen chemischen Zusätze für die Aufbereitung des Wassers. Arm war Kuba bisher auch an erfahrenen Trainern. All das ist ein Überbleibsel der kapitalistischen Zeit, als es nur den Berufssport, aber keinerlei organisierten Amateursport gab. Die ersten kubanischen Schwimmeisterschaften fanden deshalb auch erst 1962 in Santa Clara statt, mit 160 Aktiven.

Meist waren es Jugendliche unter 16 Jahren, die mit uns trainierten. Da es auf Kuba wenig Freistilschwimmer gibt, hatte ich verhältnismäßig wenig Hilfe von Mann zu Mann zu geben. Ich schwamm allein meine Bahn, aber am Beckenrand liefen die kubanischen Trainer mit, um meine Bewegungen genau zu verfolgen.

Ungefähr seit 1960 ist es im Freistilschwimmen nicht mehr üblich, die Arme gerade nach unten durchzuziehen, sondern sie werden leicht zur Körpermitte hin angewinkelt. Man erreicht damit eine gerade Bahn und vermeidet eine Schlingerbewegung. Das war den Kubanern völlig neu.

Eine Anzahl Freistilschwimmer, auch ich, führen immer dann, wenn sie den Kopf zur Atmung auf die Seite legen, einen Kreuzschlag mit den Beinen aus, um die gleichmäßige Wasserlage zu halten. Ich sah, wie das den kubanischen Trainern auffiel, sie gestikulierten und diskutierten am Beckenrand und versuchten, das Rätsel dieses Kreuzschlages zu lösen. Unsere Hinweise, so glaube ich, werden in Zukunft zu besseren Zeiten der kubanischen Sportler führen.

60 Prozent des Schwimmsporttrainings werden heute nicht mehr im Wasser, sondern im Trockenen durchgeführt. Auch das war den kubanischen Freunden unbekannt. Die so nötige Gewichtsarbeit kannte bisher kein kubanischer Schwimmer. Und wir besitzen sogar spezielle Zugtrainingsgeräte, bei denen der Bewegungsablauf ungefähr dem des Schwimmers gleicht!

Wir traten dann noch einige Male im kubanischen Fernsehen auf, sprachen dort über den Sport in unserer Republik, besonders über den Schwimmsport, und demonstrierten auch einige Details des Schwimmtrainings. Außerdem drehten kubanische Kameraleute mit uns einen Lehrfilm, dessen Unterwasseraufnahmen aber wegen des anfangs schlechten Wetters und der dann zunehmenden amerikanischen Provokationen ins Wasser fielen.



Ein Taufschein mit dem Fingerabdruck eines Erwachsenen, ausgeschrieben auf den Namen Frank Wiegand, unterschrieben vom zuständigen Meeresgott im Atlantik, Neptun.

Die „Völkerfreundschaft" war das erste sozialistische Schiff, das nach dem Beginn der amerikanischen Blockade in Havanna einlief. Es wurde begeistert gefeiert. Mit der „Völkerfreundschaft" fuhr dann auch unsere Schwimmsportdelegation — leider vier Wochen eher als geplant — zurück in die Heimat. Unterwegs folgte uns noch einige Stunden ein amerikanisches Blockadeschiff in der Größe eines MLR.

Wieder in Rostock konnte ich allen sagen:
Wir haben auf Kuba viele Freunde und Genossen getroffen, die jede Aggression auf ihre schöne Insel zerschlagen werden, weil sie die Revolution mehr als ihr Leben lieben und weil sie die Unterstützung und Sympathie der sozialistischen Staaten haben.

Mancher sagte schon, er möchte mal „ganz vorn an der Spritze" stehen — und meinte das im übertragenen Sinne. Uns geht es heute um die Männer, die im buchstäblichen Sinne an der Spritze stehen — nämlich am Strahlrohr eines Löschfahrzeuges. Nicht etwa um noch nachträglich vor der Gefahr von Weihnachtsbaumbränden zu warnen. Bei der Betriebsfeuerwehr des Kombinats „Schwarze Pumpe" geht es um größere Beträge: um die Brikettfabrik, um Wohnlager und um Baustelleneinrichtungen — es geht um den Brandschutz auf einer unserer Großbaustellen des Sozialismus. Hauptaufgabe ist auch hier — wie überall — der vorbeugende Brandschutz. Doch das ist in einem solchen Riesenkombinat, das sowohl noch Baustelle als auch schon pulsierender industrieller Großbetrieb ist, keine leichte Auf-



So recht gemütlich hat es sich der Bereitschaftsdienst gemacht ...

Männer an der „Spritze"

... da schrillt auf einmal die Alarmglocke. – Nun heißt es hinein in den „Wandschrank" ...



Klaus Völker (Bild) und Gerhard Berchert (Text) löschten ihren (Wissens-) Durst bei den Genossen der Betriebsfeuerwehr des Kombinats „Schwarze Pumpe"



... hinter dem sich die glatten Stahlrohre verbergen, an denen man in Sekundenschnelle in die Fahrzeughalle gelangt.

Helm auf und rein in die Kombination: „Jawohl, wir fahren zum Sektor XY!"

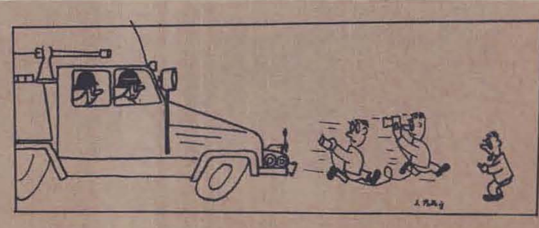


40 Sekunden nach Auslösen des Alarms brausen die Fahrzeuge schon durch das Werksgelände.



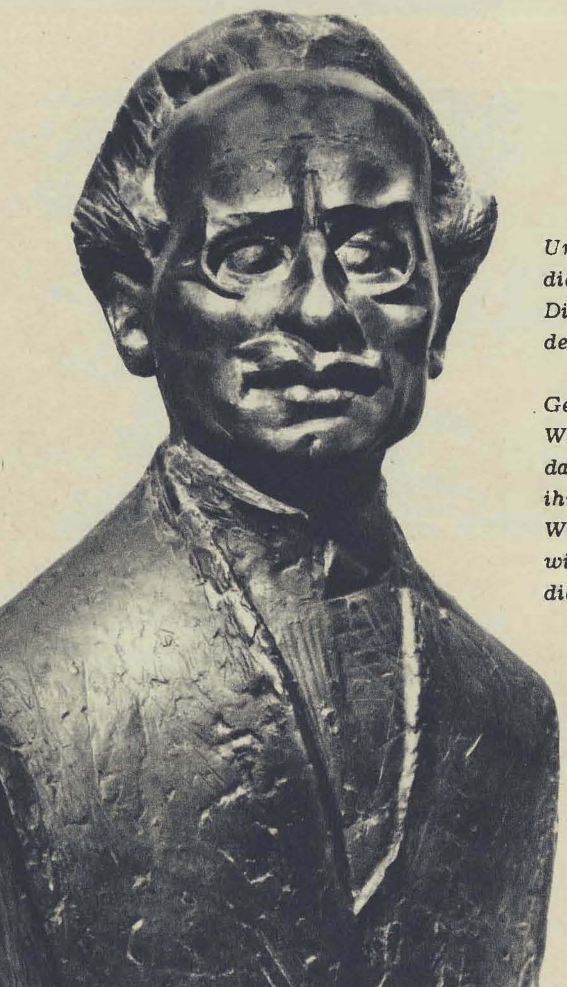
gabe. Tag und Nacht laufen Streifen durch die Betriebsanlagen; Tag und Nacht werden auch die Straßen kontrolliert, ob sie trotz des zügigen Bauablaufs für die Fahrzeuge der Feuerwehr noch befahrbar sind; Tag und Nacht sind die Genossen bereit, sich bei Feueralarm innerhalb einer halben Minute mit ihren Löschfahrzeugen auf den Weg zum Brandherd zu machen.

Die modern ausgerüstete Betriebsfeuerwehr des Kombinats „Schwarze Pumpe" verfügt nicht nur über Tanklöschfahrzeuge und über Spezialgeräte zur Bekämpfung von Elektrobränden. Zu ihrer Ausrüstung gehören auch Wiederbelebungsgeräte bei Gasvergiftungen sowie Schlauchboote für Rettungsarbeiten in den Speicherbecken der Wasserversorgungsanlagen. Ein Notstromaggregat bauten sich die Genossen selbst. Daß sie auch ansonsten „voll da" sind, bewiesen sie, als sie sich im Bezirk in den vergangenen Jahren immer wieder den ersten oder zweiten Platz in der 4×100-m-Feuerwehrstafette holten. Deshalb sind sie auch stolz auf ihre „Asse", Hauptwachtmeister Zimmermann und Hauptwachtmeister Lange, die sich schon mehrfach den Pokal der Bezirksbehörde im Sturmleitersteigen bzw. auf der 100-m-Hindernisbahn erkämpften. Und daß es den Genossen von der Betriebsfeuerwehr des Kombinats „Schwarze Pumpe" dabei nicht nur um Rekorde geht, das wiederum bewiesen sie schon oft genug, wenn sie ganz vorn an der „Spritze" stehen mußten.



Und so sah ein schneller Feuerwehrmann die „rasenden Reporter".

Am 15. Januar jährt sich zum 44. Mal jener Tag, an dem Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, unsere großen Vorbilder, im Kampf gegen Militarismus und imperialistischen Krieg, von der deutschen Reaktion ermordet wurden.



Uns weht eine rote Fahne voran,
die stammt noch aus Liebknechts Tagen.
Die hat im November ein Spartakusmann
der Klasse vorangetragen.

Genossen, ihr seid nicht umsonst marschiert!
Wo wir unsre Fäuste ballen,
da wird euer Kampf zu Ende geführt –
ihr seid nicht umsonst gefallen!
Wir sind euer Traum aus der Kerkernacht,
wir sind der Triumph der Arbeitermacht:
die Klasse unter Waffen.

Rudolf Bahro

Die revolutionäre Tatkraft Karl Liebknechts, seine geistige und menschliche Größe stellte der Berliner Bildhauer Theodor Balden überzeugend in einer Plastik dar, die zu den vollkommensten Werken der V. Deutschen Kunstausstellung gezählt werden muß.

WALTER STRANKA

Der Song von den Neuen

Als die Sonn aufging
und der Tag begann
und der Wind strich über die Saaten,
da kamen bei uns
die Lastwagen an
mit den jungen, den neuen Soldaten.

Und der erste, das
war ein Arbeitersohn,
und er haßte den Krieg und die Wölfe.
Und der kannte den Feind
und die Waffe schon,
und er schoß schon zu Haus manche Zwölfe.

Und der zweite, das
war ein Bursch vom Land,
und er hatte die Kraft von vieren.
Und er hat noch das Schloß
und den Herrn gekannt,
und er dachte daran, zu studieren.

Und der dritte, das
war ein Kürschnerkind,
und er machte sonst Pelze und Mützen.
Er war klug und geschickt,
wie nur Kürschner sind,
und er wollte die Werkstatt beschützen.

Und so kamen sie
von überall her,
und so hatten sie Abschied genommen,
und ihr junges Herz
war vom Abschied schwer,
aber wehe den Feinden, die kommen!

Als der Abend kam
und der Mond erschien
und der Wind schlief ein auf den Saaten,
da hört ich ein Lied
durch die Dämmerung ziehn,
und es sangen die jungen Soldaten.



Waffenübergabe durch den ehemaligen KZ-Häftling Gustav Rohlke an den Wehrpflichtigen Manfred Drohnert, LPG-Traktorist und Vater eines Söhnchens: „Soldaten wie ihr, der Klasse treu ergeben, hätten uns das Leid der Jahre 33 bis 45 erspart. Meistere deine Waffe!“





„Ohne Krimi geht die Mimi nie ins Bett, nie ins Bett, nie ins Bett..." ramseyt Gefreiter Rolf Keller (19) vergnügt krächzend vor sich hin, damit seine erklärte Vorliebe für „harte Thriller" betonend.

Lesen ist seine Leidenschaft. Man sieht's an den „Autodieben", die auf seinem Nachtschrank ihrer Verfolgung harren, und an dem Buchumschlag der „Goldenen Vier", den er anstelle des allgemein üblichen AR-Mädchens an die Spindtür geheftet hat. Fragt sich also nur noch, wann und wo besagte „harte Thriller" geistig verkonsumiert werden?

„Krimis immer und überall", lautet das Rezept. Ergänzt wird es durch folgende Aufzählung: „Abends im Bett, vor und nach dem Essen, in Ausbildungspausen, an gewissen Orten und in der Bahn. Zeit und Gelegenheit findet sich immer, wenn's eine spannende, aufregende Geschichte ist!"

Demnach könnte ich jetzt, ginge es nur um die Leser von Kriminalromanen, mit dieser Umfrage schon Schluß machen. Denn für alle siebenunddreißig Anhänger dieser Literaturgattung, die mir begegneten, existiert die Zeitfrage nicht. Feldwebel Steffen Brodt (23) hat dafür folgende Begründung: „Spannende Sachen vertragen es nicht, daß man sie lange liegenläßt."

Soweit also die „Kriminalisten", zu denen sich auch Gefreiter Wolfgang Bruer (19) zählt – allerdings nur, was Bücher unter 500 Seiten anbelangt.

Kommen wir nach diesem „thrillernden" Prolog nun zu einem Test, angestellt bei 400 Genossen der verschiedensten Waffengattungen und Truppenteile.

Zu zwei Fragen bat ich um Antwort: Wer ist Ihr Lieblingsschriftsteller und welcherart Literatur bevorzugen Sie?

An der Spitze begehrenswerter Lektüre rangieren die Abenteuerromane mit 91 Stimmen, knapp 25% also. Dicht dahinter folgt mit 68 Stimmen die Gegenwartsliteratur, während es die Romane der Weltliteratur 57 Genossen angetan haben. 39 lassen sich von bunten Reisebeschreibungen in ferne Länder führen. Die Zahl der „Kriminalisten" beläuft sich, wie schon erwähnt, auf 37 Genossen. Für technische Fachliteratur interessieren sich 31, für Sportbelletristik 25 und für Bücher militärischen Inhalts 23 Genossen. Die klassische Literatur steht mit 19 Stimmen zu Buch, Liebesromane mit 10.

Summa summarum ein vielfältiges, bunt bewegtes Bild, in dem die anspruchsvolle und gegenwartsbezogene Lektüre überwiegt. Schlechten Geschmack haben die meisten Genossen jedenfalls gewiß nicht.

Diese Feststellung wird noch erhärtet durch die „Zehn-Besten-Liste" der Lieblingsschriftsteller, in welcher Wolfgang Schreyer mit 65 Stimmen den ersten Platz einnimmt. In der Reihenfolge ihrer „Wahl" schließen sich an: Michail Scholochow, Günter Prodöhl, Galina Nikolajewa, Dieter Noll, Harry Thürk, die Reiseschriftsteller Hanzelka/Zikmund, Janusz Meißner, Emile Zola und Bruno Apitz.

Insgesamt umfaßt meine Liste achtundvierzig Namen, darunter die von vierzehn DDR-Schriftstellern; für sie entschieden sich knapp 50 Prozent aller befragten Genossen.

Ungeachtet der aufgeführten Details scheint mir das Bemerkenswerteste an dieser Meinungsforschung die Tatsache zu sein, daß es unter den Vierhundert keinen gab, der eine der beiden Fragen unbeantwortet gelassen hätte. Das aber heißt, jeder hat bereits in irgendeiner Form persönlichen Kontakt zur Literatur.

Damit illustriert dieses Ergebnis jene Worte im Rechenschaftsbericht an den VI. Parteitag der SED, daß sich „der kulturelle Reifegrad unserer Bevölkerung wesentlich erhöht" hat und „die kulturellen Schätze unseres Volkes und der Völker der Welt in immer größerem Maße Besitz des werktätigen Volkes" werden.

„In meiner Bibliothek kann ich bestimmt nicht über Mangel an Interesse klagen", bestätigt Waltraud Bräunlich (34). „Immerhin haben rund 70 Prozent aller Angehörigen der Dienststelle eine Lesekarte bei mir. Der Buchbestand beläuft sich auf sechstausend Bände, so daß eine reiche Auswahl vorhanden ist. Im Augenblick sind am meisten Schejnins ‚Spione' gefragt; dann kommen ‚Die Abenteuer des Werner Holt' und ‚Die Gräfin Cosel' von Kraczewski."

Dennoch ist Offiziersschüler Wolfgang Kleinfeld (22) ein klein wenig böse auf seine Bibliothekarin. Allgemein gesehen ist er mit dem Buchangebot zufrieden, nur nicht, „was Kriminalromane anbetrifft".

Im Gegensatz zu Unteroffizier Helmut Schreiber (21) sind das allerdings „kleine Fische". In seiner Grenzkompanie gibt es zwar auch ein Bibliothekchen, jedoch entspricht es nicht den Wünschen der Genossen. Der Buchbestand enthält vorwiegend politische Fachliteratur, ist veraltet und wird weder ausgetauscht noch erneuert. Mit Recht fordert der lesehungrige Gruppenführer: „Ich bin der Meinung, eine Bibliothek, die für einen größeren Leserkreis gedacht ist, muß alle Interessengebiete einschließen."

Das meine ich ebenfalls und hoffe, daß sich Major Eismann, Politstellvertreter des zuständigen Truppenteils, umgehend dieser Beschwerde annimmt und den jetzigen Zustand verändert. Wie es gemacht werden kann, erklärt Oberfeldwebel Friedrich Osten (28): „Vierteljährlich wird unsere Kompaniebibliothek gegen eine andere ausgetauscht. So wechselt das Buchangebot laufend, und jeder kommt auf seine Kosten."

Apropos kosten – womit ich kosten im Sinne von probieren, versuchen meine.

Da klopft eines Tages ein junger Gefreiter an die Tür der Bibliothek des Standortes H.. leise, ein wenig schüchtern.

„Guten Tag!", spricht er. „Mir ist langweilig. Ich bin daheim verlobt und gehe deswegen nicht aus. Nun weiß ich nicht, was ich machen soll. Haben Sie nicht ein Buch für mich? – Aber etwas Spannendes, bitte, und keinen dicken Wälzer!"

Das war am 27. Juli 1962. Und das erste Buch, das er, abgesehen von der Schulfibel, in seinem Leben liest, ist ein Krimi: „Autodiebe". Doch bald kommt er wieder und verlangt neue Lektüre, holt sich „Die Steppe brennt um Mungalow", „Täve", ein Fachbuch über den Boxsport, „Tsushima". Mit der Zeit wird er anspruchsvoller, wählerischer. In vier Monaten verzeichnet seine Lesekarte elf Bücher und eine besondere Vorliebe für Michail Scholochow – ein Mensch entdeckt die Literatur und in ihr sich selbst.

Daß er es gerade in der Nationalen Volksarmee tat, ist ein Zeichen für die umfangreiche sozialistische Bildungsarbeit, die in ihr geleistet wird.

Bliebe nur noch der Name des besagten Genossen nachzutragen: Gefreiter Horst Oddey (21), Kfz.-Schlosser . . .



„Haben Sie Zeit zum Lesen?"
Böser Blick aus blauen Augen.
„Wenn Sie mich stören, natürlich nicht!"

Lesen Sie gern?
„Sehr gern, wenn ich nicht gerade mit Sport beschäftigt bin", entgegnet Offiziersschüler Hubert Schimpf (23). Und Gefreiter Wolfgang Schultze (19) gesteht: „Schon als Kind war ich ein richtiger Bücherwurm." Bejahend antwortet auch Oberwachtmeister Jürgen Spindler (24) und fügt hinzu: „Meine kleine Bücherei wird ständig durch neue Werke ergänzt." Als Leseratten entpuppen sich ferner Unteroffizier Renate Herrmann (22), Matrose Dieter Lange (21), Soldat Hans-Jürgen Schröter (21), Flieger Wolfgang Wündrich (20) und Grenzsoldat Rainer Berg (20), während Gefreiter Hans-Gerd Kramer (19) sich zwar nicht dazu zählt, aber in seiner Freizeit trotzdem gern ein interessantes Buch zur Hand nimmt.
Funker Eberhard Vogelsang ist ein Liebhaber der „unverblümten Realistik in der Literatur", wobei er sich speziell auf Gerhart Hauptmann und Emile Zola bezieht. Begründung: „In ihren Werken drücken sich die schöpferischen Kräfte des Volkes aus. Darum erlangten sie auch überzeitliche Bedeutung."
Weshalb Obermatrose Jürgen Hoffmann (19) neben seinen Steckenpferden Sport, Philatelie, Theater und Fotografie auch regelmäßig zu einem guten Buch greift, erklärt er wie folgt: „Durch die Literatur wird das menschliche Denken erst vollständig." Und Major Karl Begemann (33) berichtet: „Wenn ich kein Buch auf dem Nachttisch habe, in dem ich vor dem Einschlafen noch ein bißchen lesen kann, fühle ich mich einfach nicht wohl."
Ohne Zweifel, das Lesebedürfnis in unseren Einheiten ist groß.
Erna Gehre, Bibliothekarin in einer Dienststelle des Standortes H., bestätigt es: „Die Leserzahlen steigen von Monat zu Monat. Außerdem sind die Genossen heute wesentlich anspruchsvoller als noch vor zwei, drei Jahren. Die Skala der Wünsche reicht von Kriegsromanen (‚Partisanen am Pripjat', ‚Am Anfang des Weges', ‚Tage der Bewährung') bis zur medizinischen Fachliteratur und den ‚Erläuterungen zu Goethes Faust'. Ich habe Leser, die sich innerhalb eines Jahres vierundfünfzig Bücher ausleihen (Soldat Arlt). In letzter Zeit sind übrigens auch Kunst- und Bildbände stark gefragt, ebenso technische Fachbücher."
Ähnlich ist es in der Bücherei der Genossin Falke, wo sich immer mehr Soldaten für den 4052 Bände umfassenden Buchbestand interessieren.
Die Buchausleihe floriert, aber auch der Buchverkauf — zumindest bei Karl Eggert (63), Außensortimenter einer Hallenser Volksbuchhandlung. Sein Monatsumsatz bei den Soldaten beträgt im Durchschnitt achthundert Mark. „Es gibt sogar Wehrpflichtige, die sich am Zahltag mitunter für 20,– DM Bücher holen", weiß er anerkennend zu erzählen. Und Gefreiter Rainer Winterfeld (21) äußert: „Klar, daß ich mir auch ein paar eigene Bücher zulege!"
Fragt sich also nur noch: Wann wird gelesen und inwieweit lassen die Anforderungen des militärischen Lebens Zeit dazu?

„Natürlich, die Zeit ist knapp", meint Unteroffiziersschüler Ulrich Duderstadt (18). „Aber mir bleibt immer noch genug, um zu lesen." Gefreiter Heinrich Walter (19) pflichtet ihm bei: „Sind es mitunter auch nur ein, zwei Stunden, sie werden genutzt." Offiziersschüler Peter Bendel (21) findet seine Mußestunden, die er mit einem Buch verbringt, abends oder am Sonntagvormittag, während Offiziersschüler Hans-Jürgen Heinsch (21) am liebsten nach Dienst in seiner „Koje" schmökert. Am meisten jedoch wird in den freien Stunden des Wachdienstes gelesen, wofür sich etliche Beispiele und Hunderte Stimmen anführen ließen.
Natürlich, die Zeit ist knapp. In einer Armee, deren Soldaten komplizierte Aufgaben zu erfüllen und in relativ kurzer Zeit ungeheuer viel zu lernen haben, um ihr Vaterland sicher verteidigen und schützen zu können, ist die freie Zeit des einzelnen knapper bemessen als im zivilen Leben. Deshalb kommt es in erster Linie darauf an, wie Unteroffizier Harald Müller (20) erklärt, „sich die Freizeit richtig einzuteilen" und in ihr auch dem Lesen guter Bücher einen festen Platz zu geben.

„Vor allem deswegen", betont Funker Wolfhard Ebersbach (24), „weil der lesende Soldat ein besserer, klügerer Soldat ist. Ein gutes Buch spendet nicht nur Freude. Es ist nicht nur Mittel angenehmer Unterhaltung. Es gibt auch Kraft und neuen Mut. Es hilft uns, Schwierigkeiten zu überwinden. In kritischen Situationen des Lebens kommen wir durch seine Hilfe mit uns selbst ins reine. Es öffnet uns die Augen, lehrt uns die Welt erkennen und verändern. Der lesende Soldat ist ein guter Soldat."

Ihr

Karl Heinz Freitag


brigade Küste

MILITÄRTECHNISCHE *Umschau*

4400 ts-Fregatten

Drei mit Schiff-Luft-Raketen und U-Boot-Abwehrmitteln ausgestattete Fregatten von 4400 ts will die französische Kriegsmarine auf Stapel legen lassen. Die Schiffe sollen eine Geschwindigkeit von 34 Knoten erreichen.

KRAS 214

Diese Bezeichnung führt der neue sowjetische schwere geländegängige LKW, dessen Verwendungszweck im Personen- und Materialtransport für die Rückwärtigen Dienste und als schweres Zugmittel für die Truppe besteht. Seine wichtigsten taktisch-technischen Daten sind:
Masse des unbeladenen Fahrzeuges 12 300 kg; Nutzlast im Gelände 7000 kp; Anhängelast im Gelände 5000/10 000 kp; Steigfähigkeit 65 %; Kletterfähigkeit 800 mm; Watfähigkeit 1000 mm; Länge 8530 mm; Breite 1700 mm; Höhe 3150 mm. Der KRAS hat einen 2-Takt-Diesel-6-Zylindermotor in Reihe wassergekühlt von 210 PS, ein 5-Gang synchronisiertes Wechselgetriebe sowie ein 2-Gang synchronisiertes Verteilergetriebe.



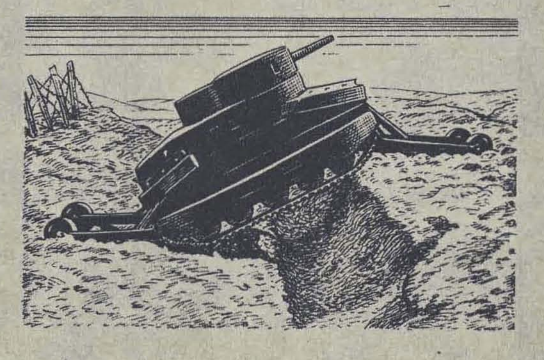
Bergepanzer M 88

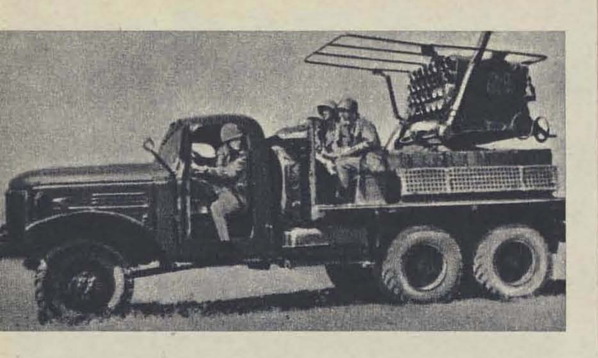
Den amerikanischen Bergepanzer M 88 will die Bonner NATO-Wehrmacht jetzt an Stelle des alten M 74 einführen. Der M 88 soll mit seinem 1000-PS-Motor Lasten bis zu 60 Mp ziehen.



Der verschmähte »Landkreuzer«

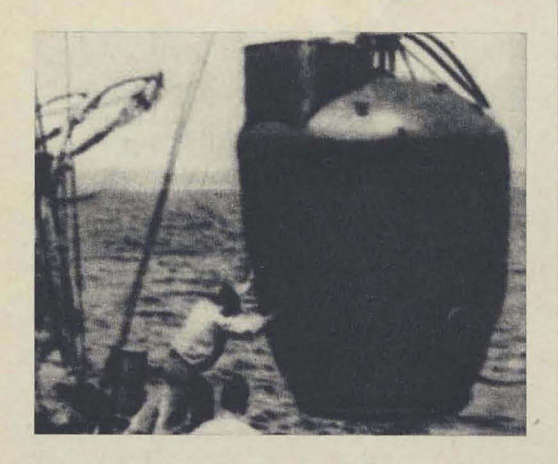
Im Oktober 1911 lehnte das k. u. k. Kriegsministerium Wien und später das Kriegsministerium Berlin den Vorschlag eines „Motorgeschützes" oder „Landkreuzers" des Oberleutnant Gunter Burstyn vom Eisenbahnregiment Kornenburg bei Wien ab.
Unvermögen und klassenmäßig begründete Kurzsichtigkeit verhinderten die Entwicklung eines interessanten Projekts, dessen geplante Eigenschaften von keinem der im ersten Weltkrieg eingesetzten Panzertypen erreicht wurden.
Die Idee Burstyns sah einen kleinen Kampfwagen mit Gleisketten vor, die bis an den Rand des Aufbaus reichen sollten und an den Enden schräg nach oben gezogen waren. Dadurch sollte eine gute Steig- und Kletterfähigkeit erreicht werden.
Der Motor sollte ebenfalls vier Ausleger antreiben, um das Überwinden breiter Gräben und hoher Stufen zu ermöglichen. Das Prinzip der Ausleger wurde übrigens später bei einigen französischen Panzern angewandt.
Der „Landkreuzer" war absichtlich mit geringen Abmessungen geplant, da Burstyn schon zu dieser Zeit erkannte, daß große, deshalb langsame und schlecht manövrierfähige Kampfwagen sehr gute Ziele für die Artillerie sein würden. Die Panzerung sollte vor MG- und Gewehrfeuer schützen.
Interessant ist, daß, im Gegensatz zu Panzern des ersten Weltkrieges, der Kampfraum vorn und der Motorraum hinten angeordnet waren.
Die Bewaffnung sollte aus einem im Drehturm auf dem Aufbau untergebrachten 3–4-cm-Schnellfeuergeschütz bestehen. Als Besatzung waren 3–4 Mann vorgesehen.
Burstyn berechnete die Geschwindigkeit im Gelände auf 5–8 km/h. Auf der Straße sollten die Ketten ausgeschaltet werden, und das Fahrzeug hätte auf vier Rädern 30 km/h erreicht. W. K.





32 Rohre

Bei den gemeinsamen Übungen der ungarischen, rumänischen und bulgarischen Einheiten im vergangenen Jahr wurden von rumänischen Truppenteilen auch die 32rohrigen Werfer tschechoslowakischer Konstruktion eingesetzt.



U-Boot-Retter

Die dänische Kriegsmarine erprobte in letzter Zeit eine Rettungstauchglocke für U-Boote. Diese Tauchglocke, in den USA entwickelt, wird über manövrierunfähigen oder beschädigten U-Booten abgelassen und über der Ausstiegsluke festgemacht. Sie faßt jeweils sieben Mann. Die Erprobung soll zufriedenstellend verlaufen sein.

Raketenwerfer Schweizer Konstruktion

Die westdeutsche Wehrmacht hat zur Zeit einen neuen Raketenwerfer in Erprobung. Es handelt sich hierbei um eine Schweizer Konstruktion, die auf Schützenpanzer montiert ist. Die Versuche finden auf dem Truppenübungsplatz Baumholder statt.

Artillerie des Soldaten

Polnische Ingenieure erprobten mit Erfolg Möglichkeiten, die Maschinenpistole „Kalaschnikow" als Granatwerfer zu verwenden, bzw. mit ihr Panzerabwehrgranaten abzufeuern. Sie entwickelten dazu einen Spezialaufsatz für die Laufmündung der MPi sowie einen Rückstoßdämpfer, der am Kolben angebracht wird.

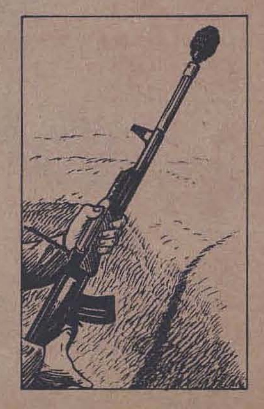
Jeder mit einer MPi „K" und den entsprechenden Zusatzgeräten ausgerüstete Soldat ist dadurch in der Lage, schon auf relativ große Entfernung erfolgreich den Kampf gegen Panzer zu führen. Die aufsetzbare Panzerabwehrgranate mit Kumulationswirkung (siehe „AR" 7/1961 „Wie kommen die Löcher in den Panzer?"), ebenfalls von polnischen Ingenieuren entwickelt, durchschlägt auf eine Entfernung von 100 m die Panzerung aller bekannten Panzertypen. Dabei wiegt die Granate PGN 60 nur 0,56 kp.

Die Wurfgranate F 1/N 60 fliegt, von der Maschinenpistole abgefeuert, zwischen 100 und 240 m weit. Beide Granatentypen zeichnen sich außer ihrer Wirksamkeit auch durch ihre Zuverlässigkeit aus. Zur Entsicherung des Zünders kommt es erst nach dem Abschuß, während des Fluges; die Detonation erfolgt beim Aufschlag. Spezialpatronen zum Abfeuern der Granaten (ohne das übliche Geschoß) sind zu je zehn Stück in einem kurzen Magazin untergebracht. Nach dem Abfeuern aller Granaten, die in einem besonderen Kasten mitgeführt werden, demontiert der Soldat innerhalb weniger Sekunden den Mündungsaufsatz und den Dämpfer, und die Maschinenpistole ist wieder für den üblichen Gebrauch einsatzbereit.

Die Einführung dieser Technik in die obligatorische Ausrüstung bedeutet eine wesentliche Erhöhung der Feuerkraft der Landstreitkräfte.



▲ **Die Maschinenpistole „Kalaschnikow" ist bereit zum Abfeuern einer Panzerabwehr-Hohlladungsgranate.**



Der Soldat betätigt den Abzug der Maschinenpistole. In diesem Augenblick verläßt die Wurfgranate den Spezialaufsatz. ▶

Auf eigenen Füßen

Von Milan Jandík



Der Halbzug des Gefreiten Mrkvička bezieht die Feuerstellung.



Gleich wird es sich zeigen, ob Gefreiter Mrkvička das Ziel richtig errechnete.

Vierzehn Jahre alt war Karel Mrkvička, als er zum ersten Mal in seinem Leben auf eigenen Füßen stehen mußte.

Damals bekamen sie die Nachricht, daß in der Fabrik ein Seil der Begichtungsanlage beim Kupolofen gerissen war. Unter dem Wagen voll Eisen ließ Karels Vater sein Leben.

Karel entschied sich damals, für seinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen. Er lernte Schlosser. Bereits mit 19 Jahren war er als Monteur bei den Südböhmischen Mühlen in Ceské Budějovice bei der Montage der Turbinen dabei.

Unlängst erhielt er einen Brief von den Genossen aus dem Betrieb. Er würde so gebraucht. Sie hätten nur einen einzigen Mechaniker für Turbinen, der so viel zu tun hätte, daß er nicht wüßte, wo zuerst anfangen. Und Karel sei bereits das zweite Jahr bei der Volksarmee.

■

„Gefreiter Mrkvička!"

„Hier!"

Der Beobachtungsstand der Granatwerferbatterie befindet sich an einem bewaldeten Abhang. Am gegenüberliegenden Hang steht zwischen nicht allzu hohen Bäumen versteckt ein „feindliches" Geschütz, das zum Schweigen zu bringen ist.

„Sehen Sie das Ziel?"

„Ich sehe das Ziel!"

„Geben Sie Feuerbefehl!"

Gefreiter Mrkvička hat die Karte vor sich, ebenso die Tabellen, den Winkelmesser und das Heft für die Berechnungen. All das ist ihm nichts Neues. Doch zum ersten Mal im Leben schießt er heute allein.

Die Batterie liegt irgendwo hinter dem Berg. Dort liegt auch sein dritter Halbzug, mit seinem Freund Viktor Hanuliak als Richtschützen. Auch Josef Condoš, der Ungar, ist da, der, als er zur Armee kam, nur „Hej!" und „ich verstehe nicht" konnte. Sie warten jetzt mit den anderen Genossen auf sein Feuerkommando. Wird er als Geschützführer vor ihnen bestehen können? Oder wird er nach dem Schießen vor Scham lieber in den Boden versinken wollen?

Wahrhaftig, er ist unruhig. Als er die Zahlen für den ersten Schuß meldet, klingt Unsicherheit in seiner Stimme mit.

Der Funker wiederholt trocken seine Worte.

Nach einigen Sekunden, die eine Ewigkeit zu dauern scheinen, ertönt von weitem ein dumpfer Knall. Sie haben abgefeuert. Die Granate ist in der Luft.

Gleich darauf wirbeln in der Zielfläche Lehm und Steine durch die Luft. Der Einschlag dröhnt über die Hänge. Splitter zischen über den Boden hinweg.

Der Kontrolloffizier drückt auf die Stoppuhr. Er stoppt die Zeit vom Einschlag bis zu dem Augenblick, da der Geschützführer die Korrektur bestimmt und einen neuen Befehl gibt.

Auf der Zielfläche mehren sich die Krater.

Mrkvička rechnet von neuem. Der Leiter des Schießens ergänzt seinen Befehl. Nicht mehr mit scharfer Munition, übungsmäßig geht es weiter.

Die Offiziere lächeln. Die letzten Zahlen hat Mrkvička so errechnet, daß die Granaten genau das Ziel getroffen hätten. Das ist aber nicht mehr erforderlich. Wenn auf der Zielfläche tatsächlich ein Geschütz gestanden hätte, es wäre kein Gegner mehr da, der mit ihm hätte schießen können. Der Gefreite hat die Bedingungen in der für Offiziere vorgeschriebenen Norm erfüllt. Mit „sehr gut".

Dem Gefreiten zittert ein wenig die Stimme, als er dem Funker zuruft: „. . . Bravo dem dritten Halbzug für sein ausgezeichnetes Schießen!"

Noch auf dem Beobachtungsstand befördert der Vertreter des Regimentskommandeurs den Gefreiten Mrkvička zum Unteroffizier.

Wenn die zu Hause das erfahren werden! Und die Genossen im Betrieb. Sie werden gerne auf ihn noch warten.



Soldaten schreiben für Soldaten



Falsche Taktik

„Es ist zum Verzweifeln", klagte mein Freund, Soldat Otto Kluge, dieser Tage, „aber ich habe bei Mädchen absolut kein Glück. Wie ich es auch anstelle, ich kriege von jeder einen Korb! Erst gestern wieder von einer Krankenschwester." – „Nanu", wunderte ich mich, „so unansehnlich und duslig bist du ja nun auch wieder nicht..."
Otto zuckte resigniert mit den Schultern. „Vielleicht fehlt es dir an einer Portion Charme, Esprit und Intellekt, die nun einmal nötig sind, ein weibliches Wesen zu fesseln", vermutete ich, „wer mit Mädchen, die vielleicht in der FDJ sind oder ihren Mann im Beruf stehen, nur über den blauen Himmel und das schöne Wetter zu reden versteht, dessen Chancen sind natürlich von vornherein gleich null." – „Das ist es ja eben", jammerte Otto, „ich befleißige mich stets eines unaufdringlichen intellektuellen Umgangstones, und trotzdem bleibe ich sitzen. Nehmen wir nur das letzte traurige Beispiel, ... Fräulein Rita, die Krankenschwester. Wir saßen gemütlich in einer hübschen kleinen Bar..."
„Eine Bar ist immer gut", belehrte ich ihn, „dort lernt man sich am schnellsten kennen und lieben! Also, was hat nun dein Fräulein Rita gesagt?"
„Sie sagte: ‚Nett ist es hier, Herr Kluge, nicht wahr? Wollen wir tanzen?'"
„Na bitte", bemerkte ich, „sie schien doch ziemlich aufgeschlossen zu sein... Und was hast du darauf geantwortet?"
Otto wischte sich den Schweiß von der Stirn: „Ich sagte, ‚apropos, tanzen! Der Tanz ist, wie Ihnen bekannt sein wird, Fräulein Rita, neben der Musik eine der ursprünglichsten Künste. Er wurzelt ganz in den menschlichen Grundbedürfnissen, die Körperbewegungen zu rhythmisieren, und in dem Bestreben, dem Empfinden und dem Lebenswillen Ausdruck zu verleihen...'"
„Und weiter?" forschte ich ungeduldig.
„Sie sagte plötzlich ‚Oh' und wies – selbstverständlich ohne jeden Hintergedanken – auf ihren linken Strumpf, an dem sich vom Knie an aufwärts eine ... äh, Laufmasche schlängelte."
„Und hast du sie gebremst?"
„Das Fräulein Rita?"
„Quatsch, ich meine die Laufmasche?!"
„Na, ich klärte das Fräulein Rita erst einmal ausführlich über die chemische Zusammensetzung von nahtlosen Damenstrümpfen auf, beispielsweise, daß die Strümpfe heute vorwiegend aus vollsynthetischen Kunstfasern bestehen und daß jene Kunstfasern wie Kunstseide mittels brauseartigen Spinndüsen zu mehr oder weniger feinen Fäden versponnen werden..."
„Und hörte sie da interessiert zu?"
„Leider nein, sie unterbrach mich, als ich gerade davon sprach, daß Kunstfasern weitestgehend beständig gegen Chemikalien und Motten sind, und bat mich um meine Meinung in einer anderen, aber unwichtigen Angelegenheit. Ich sollte mir mal ihren Kleidausschnitt näher betrachten und ihr sagen, ob selbiger etwa zu tief, also zu gewagt sei, oder..."
„Und hast du ihren Ausschnitt näher gemustert?"
„Ich kam nicht dazu", fuhr Otto mit trauriger Miene fort, „weil ich ihr zunächst einmal eine

tiefschürfende Erläuterung gab. Ich analysierte den Begriff „Ausschnitt", der ja wissenschaftlich auch Sektor genannt wird und geometrisch gesehen ein ebenes Flächenstück ist ..."
„Und was kam dazwischen?"
Otto seufzte tief.
„Sie verdrehte plötzlich merkwürdig die Augen und meinte, sie hätte auf einmal hohes Fieber. Dann bat sie mich, doch mal ihre Wangen, ihre Stirn und ihren Puls zu befühlen ..."
„Hatte sie denn wirklich hohes Fieber?"
„Nein! Ich konnte sie diesbezüglich beruhigen, wobei ich ihr im Zusammenhang damit gleich klarzumachen versuchte, daß Fieber vom lateinischen Wort „febris" kommt und der veränderte Allgemeinzustand des Individuums ist, verbunden mit der Erhöhung der Körpertemperatur, und daß bis 38 Grad die subfebride Temperatur herrscht ..."
„Und da ist sie gegangen?"
„Allerdings, woher weißt du das?" staunte Otto.
„Als Frauenkenner weiß ich das eben", erwiderte ich überlegen, „jetzt wundert es mich nicht mehr, daß du so wenig Glück bei Mädchen hast, und daß dieses Fräulein Rita davongelaufen ist." Ottos Leidensmiene verdüsterte sich noch mehr. „Aber", protestierte er, „war ich nicht geistreich genug, eine Frau zu fesseln ...?!"
„Eben nicht", sagte ich darauf streng, „denn es heißt nicht ‚subfebride', sondern ‚subfebrile' Temperatur!"

Achim Fröhlich

Der Verdacht

Soldat Bert Heinze saß auf einem Baumstumpf und kaute gedankenvoll an einem Grashalm. Ohne den Reiz der gebirgigen Landschaft so recht wahrzunehmen, ließ er seinen Blick schweifen. Die Stellung der Flak-Batterie lag knapp unter ihm; die stählernen Rohre der Geschütze ragten in der Sonne wie riesige Zeigefinger schräg aus der Erde in den wolkenlosen Himmel. Links davon, am Abhang des abrupt zum Zschopau-Tal abfallenden Schimmelberges, lagen die Bunker, unsichtbar unter der weißen Schneedecke. Gegen Nordwesten zog sich der gewaltige Bergrücken sanftwellig weit ins Land hinaus, den Blick freigebend auf Wälder, Dörfer, schneebedeckte Wiesen und Felder. Seit vier Wochen befand sich die Batterie im Winterlager.



Illustrationen: Harri Parschau

Bert wußte, daß es zur Ausbildung nötig war, hier auf dem Schimmelberg sechs lange Wochen auszuharren. Wenn der Dienst auch hart war, so machte es doch auch Spaß, trotz Ausgangs- und Urlaubssperre. Aber hier lag nun plötzlich der Haken. Bert brauchte Ausgang. Dringend. Für höchstens drei Stunden. Wie hatte Lothar Knipfer, der Fahrer des Tankwagens gesagt? ‚Dein Mädchen habe ich gesehen. Auf dem Sozius einer Jawa, innig an den Rücken des Fahrers geschmiegt. Es war ein hübscher Bursche!' Ob das stimmt? Aber Lothar hatte das bestimmt nicht aus der Luft gegriffen. Er kam ja jeden Tag hinunter ins Dorf, von wo die Batterie regelmäßig das notwendige Trinkwasser bezog. Erst hatte Bert gejubelt, daß das Winterlager in der Nähe seines Heimatdorfes war und zwei-, dreimal war Brigitte hergekommen. Aber dann hatte der Batteriechef gesagt, daß alle Genossen unter den gleichen Bedingungen leben müßten, und Brigitte konnte nicht mehr herkommen. Und es gab noch genug hübsche Kerle im Dorf. Hatte nicht auch Kurt Schröder Brigitte schon immer schöne Augen gemacht? Und der hatte eine Jawa! Bert biß sich auf die Lippen. Wenn das stimmte, was Lothar erzählt hatte, dann war es aus, mußte es aus sein!
Bert riß sich plötzlich hoch, mit einem derben Fluch, daß der Posten, der von seinem Stand aus unablässig die Stellung beobachtete, erschrocken herumfuhr. ‚Ich brauche den Ausgang', dachte Bert wieder, die Worte hämmerten fast schmerzhaft in ihm, beinahe hätte er sie ausgesprochen, während er dem Bunker seiner Gruppe zustrebte. –
Dieser Sonnabendnachmittag war dienstfrei. Die

Kameraden spielten Skat, aus dem Bunkerlautsprecher drang gedämpfte Tanzmusik. Bert warf sich auf das Bett und rauchte in nervösen Zügen. Fast böse war der Blick, den er auf Lothar warf, denn der war's ja schließlich, der ihm die Ruhe genommen hatte. Unsinn! Lothar hatte es nicht böse gemeint. Sogar ganz im Gegenteil. Vielleicht war alles nur ein Mißverständnis, vielleicht . . . Eben darum brauchte er für drei Stunden Urlaub. Aber der Chef hatte abgelehnt. „So ein Mist!" fluchte er laut. Jürgen Older, der auf seinem Bett las, schaute hoch. „Du hast eben Pech", sagte er mitfühlend.
„Danke für deinen väterlichen Trost, aber ich brauche ihn nicht", brach es aus Bert hervor. Der Zorn hielt ihn noch immer gepackt. Jürgen war nicht beleidigt. Er wußte um die leidige Angelegenheit mit Brigitte.
„Mensch überlege mal", sagte Jürgen, „du mußt immer davon ausgehen, wo du stehst . . ."
„Auf dem Schimmelberg", warf Bert trocken und wütend ein.
„Genau!" Jürgen tat erfreut. „Und alles, was damit zusammenhängt, der Dienst, die Abgeschlossenheit. muß man eben in Kauf nehmen."
„Das weiß ich wie du, aber du weißt auch das andere", entgegnete Bert, in seiner Stimme schwang Bitterkeit, „ich verstehe deshalb nicht . . ." — „Gut, dein Fall mag eine Ausnahme sein", räumte Jürgen ein, „denn nach meinem Dafürhalten hast du einen wirklichen Grund. Die Sache mit Brigitte muß in Ordnung gebracht werden, das ist klar. Aber stell' dir vor, der Batteriechef macht eine Ausnahme, was sagen dann die anderen?"
Bert erwiderte nichts, trübsinnig malte er Figuren in den Sand. „Weiß Hauptmann Malchin überhaupt genauer davon?" wollte Jürgen nach einer Weile wissen.
„Weiß ich nicht!" meinte Bert unbestimmt. Es erschien ihm nicht mehr wichtig. Eine eigentümliche Leere hatte ihn ergriffen, in der doch schon ein Gedanke keimte, ein fremdartiger, den er von sich weisen wollte, der aber dennoch wuchs, Gestalt annahm, Entschluß wurde: Ich haue ab, brenne durch für drei Stunden!



Bei Dunkelheit war es nicht ungefährlich, den baumbestandenen steilen Abhang hinunterzulaufen. Unbequeme Geröllhalden, senkrechte tiefe Abstürze, dichtes Unterholz und Gestrüpp machten die Sache nicht leichter. Bert tastete von Baum zu Baum, glitt aus, zerteilte wirres Geäst, wand sich hindurch, geriet in Schweiß, keuchte. Endlich nahm er unter sich die Konturen des Flußufers, des schmalen Treidelpfades wahr, der zu Brigitte führte. Hoch oben auf dem Schimmelberg blitzte ein schwacher Lichtschein aus der Küchenbaracke. Der Koch mochte wohl letzte Hand anlegen vor der verdienten Nachtruhe. Wie ein Dieb schleiche ich mich davon, dachte Bert, wie ein Verbrecher . . . Er stockte plötzlich. Heftig schlug das Herz. Verräter! War er es, der das furchtbare Wort laut ausgesprochen hatte? Er zwang sich zur Ruhe, schloß den Kragen der Uniformjacke, ihm fröstelte. Nein, ich muß zurück! Der Entschluß war plötzlich da, unumstößlich. Bert Heinze ging durch die mondlose Nacht den Weg zurück, gelöst, müde, aber er fühlte, daß sich etwas von ihm abwälzte, grollend verschwand, ihm Raum und Atem gebend. Aber eines blieb, eine Vision: Brigitte im Arm eines anderen! — Als er leise die schwere Bohlentür des unterirdischen Wohnraumes öffnete, gähnte ihm schwärzeste Finsternis entgegen. Leise tastete er sich zu seinem Lager. Die Kameraden schliefen. Schliefen sie wirklich?
„Ich wußte, daß du es nicht tust", sagte eine Stimme. Es war Jürgen.
Bert kroch müde unter die Decken. „Gute Nacht", sagte er.
Am folgenden Sonntagnachmittag ging jeder Soldat seinen persönlichen Neigungen nach, die ein verdienter Ruhetag gestattete. Bert schrieb einen Brief an Brigitte. Er zerknüllte ihn, als er fertig war, begann von neuem, gab es schließlich auf. Was nützt schon ein Brief? dachte er verdrießlich und: Ich werde doch zum Genossen Hauptmann gehen . . . Im Bunkerlautsprecher knackte es. „Gefreiter Heinze zum Batteriechef!" Jürgen Older klappte sein Buch zu, in dem er gelesen hatte. „Geh schon", knurrte er burschikos. Während Bert eilig nach Koppel und Feldmütze griff, nahm er verwundert ein kleines Lächeln des Gruppenführers wahr, der emsig an seinem Plankonspekt für den nächsten Tag schrieb.
Im Batteriechef-Bunker berieten die Offiziere den Dienstplan. Bert trat ein. Sie gönnen sich keine Ruhe, dachte er und schämte sich.
„Sie haben ab sofort drei Stunden Ausgang", erklärte Hauptmann Malchin kurz, wie es seine Art war. Bert starrte ungläubig und verwirrt seinen Hauptmann an; für einen Augenblick glaubte er förmlich, die Welt stehe kopf. Der Offizier lächelte. „Machen Sie fix", sagte er, „ich glaube, unten am Fluß wartet jemand."
Als Bert den Berg hinunterstob, war es ihm längst Gewißheit, daß er verschiedenes der Gruppe, seiner Gruppe, zu danken hatte. So sind sie, dachte er freudig bewegt, und: So sind w i r!
Am Fluß wartete seiner eine neue Überraschung: Brigitte. Sie saß am Ufer und schaute einem Angler zu.
„Uns fehlt manchmal die Ruhe der Angler", sann Bert laut, als sie Arm in Arm auf dem Treidelpfad flußaufwärts gingen.
„Und feine Kerle sind deine Kameraden", berichtete Brigitte, „euer Tankwagenfahrer hat mir heute früh alles erzählt, auch deine Beinahe-Dummheit . . ."

Hans Hasenkopf



Neulich war Brigit
zur Stelle,
als der Hans
sie fragte:
„Hörst du gerne
Streichkapelle?"
Doch Brigitte sagte:

„Liebster,
stell das Streichen ein,
laß doch
die Antike.
Muß ja kein
Salonstück sein.
Macht mal
Tanzmusike!"

Gitte greift
zum Saxophon . . .
(Männer! –
Kann die blasen!)
Und der Rhythmus
zwingt auch schon
Hannes
zu Ekstasen.



Brigit macht mit!



Toni intoniert
verletzt
eine Art
Gavotte,
doch Brigitte
bettelt jetzt:
„Laß doch
die Klamotte!"

Und bei Trommelfell
und Blech
will sie 'n
überlisten . . .
Gitte fragt nun
frei und frech:
„Toni,
kannste twisten?"

„Was denn?
Twisten kannste nicht?
Männer –
seid ihr müde!
Gleich beginnt
der Unterricht . . .
Seid doch nicht
so prüde!"

Gegenüber
steht man sich
(ohne
anzufassen!).
Unterleiblich
dreht man sich . . .
(Hans, der kann's
nicht lassen!)





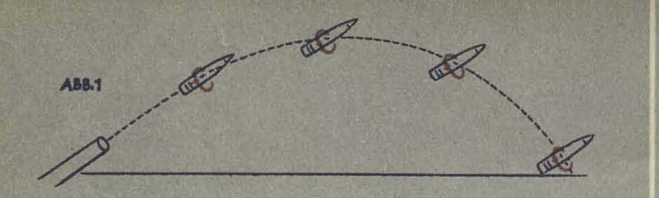


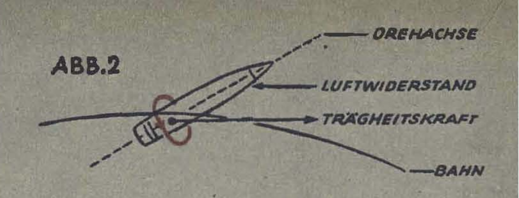


Wenn die
Klarinette klingt,
lacht auch
der Bassist.
Erst wenn der
ins Bette sinkt,
weiß er,
wie das ist.
Alle klatschen mit
im Saal,
selbst der
Komponist,
und Brigitte
ruft noch mal:
Twist!

K Sex







Der fliegende Kreisel

Von Diplom-Physiker Herbert Zimmer

Die Langgeschosse der Artillerie erhalten durch schraubenförmige Züge des Geschützrohres eine Drehung um ihre Längsachse, damit sie sich nicht überschlagen, sondern mit der Spitze am Ziel auftreffen. Die physikalischen Gesetzmäßigkeiten, die dabei wirksam werden, entsprechen denen eines sich drehenden Kreisels.

Um sie einfach und allgemeinverständlich darzulegen, gehen wir von einer uns allen bekannten Tätigkeit aus, dem Radfahren. Als wir es lernten, war es anfangs gar nicht so leicht, die Balance zu halten. Aus unserer Erfahrung wissen wir, daß das besonders schwer ist, wenn man sehr langsam fährt oder gar versucht, das Gleichgewicht im Stand zu erhalten. Versandetes oder verschlammtes Gelände durchfährt der Kraftfahrer mit möglichst hoher Geschwindigkeit, da er dann das Fahrzeug besser in der Gewalt hat. Als Ergebnis können wir uns einprägen, daß bei größerer Drehgeschwindigkeit der Räder auch der Widerstand größer ist, den die Radachsen einer Richtungsänderung entgegensetzen. Jedes Masseteilchen ist offenbar bestrebt, in seiner zur Achse senkrechten Drehebene zu verharren.

Präzise formuliert heißt das:

Wirken auf einen Kreisel keine äußeren Momente, die die Richtung seiner Drehachse zu verändern suchen, so bleibt diese erhalten. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn der Kreisel im Schwerpunkt unterstützt wird, wenn er von der ihn umgebenden Luft symmetrisch zum Schwerpunkt angeströmt wird (Diskusscheibe) oder wenn er sich nur unter dem Einfluß der Schwerkraft im luftleeren Raum bewegt. Beim Diskuswerfen hat die Kreiselwirkung den Zweck, einen aerodynamisch günstigen Anstellwinkel zu sichern, damit ein möglichst weiter Flug erzielt wird. Beim Artilleriegeschoß soll ein Überschlagen oder eine sonstige unkontrollierbare Bewegung verhindert werden. Würden nun auf das Geschoß nach Verlassen des Geschützrohres außer der Schwerkraft keine weiteren Kräfte wirken, so müßte seine Achse beim Durchlaufen der Flugbahn stets der Richtung des Geschützrohres beim Abgang des Schusses parallel bleiben (Abb. 1).

Das Geschoß würde also mit der Seite aufschlagen, so daß ein sicheres Funktionieren des Zünders nicht garantiert wäre. Obwohl er sich bezüglich der Erreichung großer Schußweiten als äußerst nachteilig erweist, kommt uns hier der Luftwiderstand zu Hilfe. Während des Fluges wirkt nämlich auf das Geschoß außer der Schwerkraft noch der Luftwiderstand, und zwar letzterer zunächst, bei Austritt des Geschosses aus dem Rohr, in Richtung der Geschoßachse. Sobald sich aber die Geschoßbahn merklich krümmt, wird von der Luft die Unterseite des Geschosses angeströmt (Abb. 2).

Form und Massenverteilung sind nun beim Geschoß so festgelegt, daß durch Zusammenwirken von Trägheitskraft und Luftwiderstand ein Drehmoment entsteht, welches das Geschoß aufzurichten versucht. Daß es sich unter der Wirkung des Luftwiderstandes nicht überschlägt, wird durch die Rotation verhindert. Jedoch führt es eine Ausweichbewegung durch, die wir wieder aus einem praktischen Beispiel ableiten wollen.

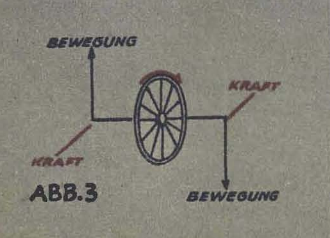
Bestimmt haben Sie eine ähnliche Zeitungsnotiz schon einmal gelesen:

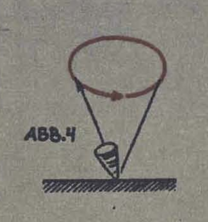
„Die Volkspolizei meldet, daß der Kraftfahrer N. auf Grund überhöhter Geschwindigkeit . . . aus der Kurve getragen wurde und tödlich verunglückte."

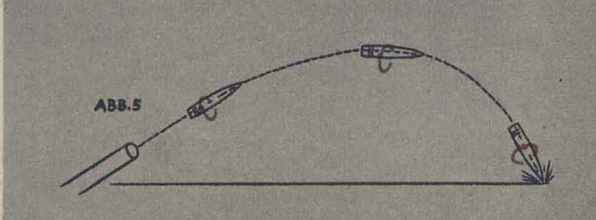
In diesem Fall waren es drei physikalische Gesetzmäßigkeiten, die der Fahrer nicht richtig eingeschätzt hatte.

Beim Durchfahren einer Kurve treten Zentrifugalkräfte auf. Durch Überhöhen der Kurve oder Schrägstellen des Fahrzeuges können diese kompensiert werden.

Die Radachsen setzen der Richtungsänderung einen Widerstand entgegen. Das Fahrzeug läßt







sich um so schwerer lenken, je größer die Geschwindigkeit in der Kurve ist.

Will man in der Bahn bleiben, muß die Richtungsänderung der Radachsen durch Lenken erzwungen werden. Die Folge ist ein aufrichtendes Moment des nach innen geneigten Fahrzeuges und eine Störung des Gleichgewichtes durch die veränderte Lage des Fahrzeuges.

Zu der eben dargelegten Ausweichbewegung unseres Rad-Kreisels kann man leicht selbst ein Experiment durchführen. Wir verwenden dazu das Vorderrad eines Fahrrades. Das Rad wird in Drehbewegung versetzt und mit beiden Händen an der Achse festgehalten. Ahmen Sie jetzt den Lenkvorgang in einer Kurve nach, so spüren Sie deutlich, wie das Rad nach außen kippt (Abb. 3).

Exakt formuliert: Wirkt auf einen Kreisel eine äußere Kraft, die ein Drehmoment hervorruft, so weicht er senkrecht zur Kraftrichtung aus. Diese Bewegung bezeichnet man als Präzession. Sie nimmt in der Mechanik eine Sonderstellung ein und läßt sich befriedigend nur durch Anwendung schwieriger theoretischer Überlegungen erklären, auf die im Rahmen dieses Artikels verzichtet werden muß.

Zurückkommend auf unser ursprüngliches Problem können wir sagen, daß sich das Geschoß nicht überschlagen wird, sondern seine Spitze seitwärts aus der Bahnebene heraustritt. Vom Spielkreisel wissen wir, daß er unter dem Einfluß der Schwerkraft die in Abbildung 4 dargestellte Bewegung ausführt.

Die Spitze des Kreisels beschreibt um den Auflagepunkt einen Vollkreis. Bei der Geschoßbewegung sind die Verhältnisse etwas anders, da hier der Winkel zwischen Geschoßachse und Bahntangente auf Grund der Bahnkrümmung einer dauernden Änderung unterworfen wird. Die Geschoßspitze beschreibt deshalb keinen Kreis um die Bahnkurve, sondern vollführt eine halbkreisförmige auf und ab gehende Bewegung. Man kann zwar dadurch und durch passende Wahl des Dralles erreichen, daß sie nach bestimmten Zeitabschnitten immer wieder in die Bahntangente kommt (Abb. 5), muß jedoch in Kauf nehmen, daß sie die übrige Zeit vorwiegend auf einer Seite der Bahnebene liegt, bei Rechtsdrall also vorwiegend auf der rechten Seite der Bahnebene. Da das Geschoß aus diesem Grunde vorwiegend linksseitig angeströmt wird, tritt entsprechend der aerodynamischen Wirkung eine Rechtsabweichung von der Zielrichtung auf. Eine weitere Abweichung, allerdings in entgegengesetzter Richtung, wird dadurch verursacht, daß ein rotierendes Geschoß, wenn es einem Luftstrom senkrecht zur Rotationsachse ausgesetzt wird, eine Querkraft erfährt, die senkrecht auf der Richtung des Luftstromes und der der Geschoßachse steht. Welche Abweichung überwiegt, hängt vom Abgangswinkel des Geschosses ab.

Anekdotisches

Ein Sprung

Beim Anlegen des Schiffes werden die Befehle des Kommandanten den Manövergruppen telefonisch weitergeleitet. Ein Befehl lautet: „An den Bootsmann, die Spring (Querleine) über!" Ein junger Matrose, der die Befehls- und Meldesprache noch nicht richtig beherrschte, vermittelte weiter: „Bootsmann, spring rüber!"

Durch die Blume gesagt

Morgens auf dem Weg vom Ledigenheim zur Dienststelle. „Diese Nacht konnte ich nicht richtig schlafen", sagt der Kompaniechef einem seiner Unteroffiziere.



„Warum, Genosse Hauptmann?"

„Ihre ‚Jawa' stand unter meinem Fenster."

„Wieso? Hat etwa jemand den Motor laufen lassen?"

„Nein. Der Rost hat so laut geknistert."

Eine unwahre Geschichte

Chemischer Überfall auf den Konzentrierungsraum, durch Nebel- und Reizmittel imitiert. Gerade als der Kommandeur die Schutzmaske überstreifen will, entdeckt er den Chemischen Offizier. „Chemiker, kommen Sie her! Was ist das für ein Kampfstoff? Ist der lang- oder kurzwirkend? – Kurzwirkend, na, dann bringen Sie schnell das Zeug weg, damit der Stab arbeiten kann!"

Selbstwecker

Der Flottillenchef inspiziert die Schiffe seiner Einheit. Einen der Diensthabenden trifft er schlafend an. Plötzlich wachgerüttelt, stammelt der Diensthabende seine Meldung herunter und leugnet glattweg geschlafen zu haben.



„Aber ich stand fast zwei Minuten neben Ihnen und hörte Sie laut schnarchen."

„Gestatten Sie, Genosse Kapitän", erwidert eilfertig der Diensthabende. „Das ist das Geräusch, das mich immer wachhält."

Vignetten: Harri Parschau

Crimmitschauer Diagnose:

„Verspätete Geburtswehen"



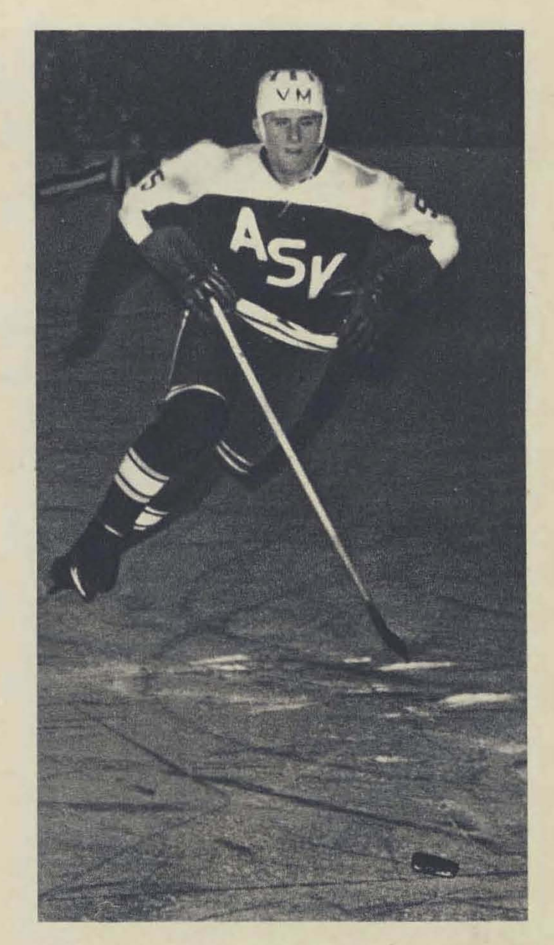
Wenn man so will, ist die Eishockeymannschaft des ASK Vorwärts Crimmitschau ein anatomisches Wunder: Ihre Wehen, gemeinhin mit dem Geburtsvorgang verbunden, setzten erst erheblich später ein.
Aus dem Nichts heraus stieg das Kollektiv in zwei Jahren von der Berliner Stadtklasse zur Oberliga auf. Das war in der Saison 1958/59. Und damit begannen sie, die Wehen. Meisterschaftskämpfe bei der Jagd nach dem schnellen Puck sind alles andere denn kindliches Hasch-mich-Spielen. Sie sind hartes, kräftezehrendes Ringen um Tore und Punkte. Und sie setzen vieles voraus: Kollektivgeist, Mut, Reaktionsvermögen, Technik, Schnelligkeit, Kondition, Beobachtungsgabe. Immerhin legt ein Spieler in den dreimal zwanzig Minuten effektiver Spielzeit so an die 25 km zurück; über sein eigenes Körpergewicht hinaus noch mit etwa zehn Kilogramm schützendem „Ballast" behaftet. Blitzartig startet er, läuft, wendet, springt, ändert die Richtung, stoppt, tritt wieder an und kämpft bei alledem mit vollem Körpereinsatz um die kleine Hartgummischeibe...
Eishockey, zumal in der Perfektion, wie es die höchste Spielklasse unserer Republik erheischt, bedarf des Eistrainings. Und eben da liegt der wunde Punkt. Denn bislang war der ASK Vorwärts Crimmitschau ein Eishockey-Club ohne Eis — und somit auf das Entgegenkommen oder Nicht-Entgegenkom-

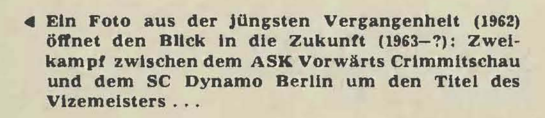


Heiße Szene auf kaltem Untergrund – und vor einem nicht minder kaltblütigen Torwart (Leutnant Peter Kolbe, Nr. 16), bei dessen Abwehrparaden einem wiederum heiß wird . . .

Unteroffizier Dieter Kratzsch, Nationalspieler und bester Mann des ersten Sturms, auf der Jagd nach dem kleinen Puck . . . ▼

men der stolzen Besitzer fremder Eisstadien angewiesen.
Was in der Vorbereitung dieser Saison wie folgt aussah: Nacht für Nacht mußten die Crimmitschauer in den Bus klettern und nach Karl-Marx-Stadt fahren. „Gnädigerweise" hatte man ihnen im dortigen Eisstadion die Stunden zwischen 23.00 und 01.00 Uhr freigehalten . . .
Das Ergebnis?
Die ASK-Mannschaft, immerhin mit zwei Spielern der Nationalauswahl und fünf des Olympiakaders in ihren Reihen, hatte bis zu Beginn der Meisterschaft gerade knapp dreißig Stunden auf dem Eis gestanden. Etliche Schwächen, vor allem in der Technik, im Zuspiel und im Spieltempo, resultierten daraus.
Wir können von Glück sagen, daß sie keine Fußballer sind – der Einbruch wäre katastrophal geworden!
Trotz aller Widrigkeiten nahmen die tapferen Jungen um Oberleutnant Alfred Unterdörffel den ungleichen Kampf gegen die





◄ **Ein Foto aus der jüngsten Vergangenheit (1962) öffnet den Blick in die Zukunft (1963–?): Zweikampf zwischen dem ASK Vorwärts Crimmitschau und dem SC Dynamo Berlin um den Titel des Vizemeisters . . .**

Schabeis, jedoch nicht fürs Mixen zu empfehlen, produziert Unteroffizier Dieter Röhl (Nr. 12) im Kampfgetümmel an der Bande ...



Abwarten und Tee trinken – abwarten, bis für Leutnant Erhard Braun wieder der Ruf zum Einsatz kommt, Tee trinken, damit sich der dritte Mann des ersten Sturms nicht verkühlt ...



Männer aus Weißwasser, Berlin, Rostock, Karl-Marx-Stadt auf. Und man muß ihnen bescheinigen: Sie schlugen sich bravourös, allen voran der unverwüstliche Peter Kolbe. Es gab Leute, die erhofften sich für den ASK Vorwärts Crimmitschau den Titel des Vizemeisters. Doch er war nicht „drin". Deswegen soll man sie nicht schelten. Denn den Grundstein haben sie gerade im Jahr 1962 gelegt. Weniger auf dem Eis, sondern mehr für das Eis – ihr Lebenselixier. Viele Tage des vergangenen Jahres sahen sie mit Spaten und Spitzhacke, Maurerkelle und Zimmermannsbeil bei der Arbeit an ihrem neuen Eisstadion. Mit ihrer Hilfe konnte der Baubetrieb die für das Verlegen der Rohre geplante Zeit um mehr als die Hälfte unterbieten. Und wenn während der Drucklegung dieser Zeilen nichts dazwischen gekommen ist, hat das erste Training auf eigener Eisfläche inzwischen bereits stattgefunden.

Was den Vizemeister betrifft?

Ich glaube an ihn – und an noch mehr. Die verspäteten Geburtswehen sind vorbei. Crimmitschau hat ein ausgezeichnetes Nachwuchsreservoir. Das Oberligakollektiv ist eine verschworene Kampfgemeinschaft. Die Spieler sind in der Mehrzahl hochtalentiert. Das Feuer des Ehrgeizes, des Kampfeswillens brennt lichterloh. Alles in allem: Der ASK Vorwärts Crimmitschau heißt uns hoffen! *FREG*

Reinhold Steuer zählt nicht zu jenen Kommandeuren, die über Hunderte PS, Tausende Kilopond Schubkraft, über starke Panzer und Geschütze herrschen. Wenn ihm auch keine umfangreichen technischen Kampfmittel unterstehen, so ist seine Arbeit als Kompaniechef an einer Offiziersschule keinesfalls weniger wichtig als die seiner „Kollegen" in Flugzeugführer- oder Panzerhauben.

Über zehn Jahre trägt der jetzt 28jährige das Ehrenkleid der bewaffneten Kräfte unserer Republik. Sein Weg war alles andere als leicht. 1945 fand er mit Mutter und Geschwistern im Thüringischen eine neue Heimat. Durch den Krieg verlorengegangene Schulzeit aufholen? Ein Traum! Erst mal satt werden. Als Landarbeiter, Hilfsarbeiter, Weber schaffte er anstelle des fehlenden Vaters Brot heran. Erst die Volkspolizei, dann die Armee und nicht zuletzt die Partei der Arbeiterklasse lehrten ihn wieder zu lernen. Als Wachsoldat in Berlin begann er, wurde Offiziersschüler, Zugführer, Parteifunktionär und vor einem Jahr Kompaniechef.

Du beobachtest ihn bei seiner Arbeit und stellst



Zeichnung: Alyda Jahn

Kommandeur künftiger Kommandeure

fest, er hat ein gewinnendes Wesen, poltert nicht und versucht nicht zu gleißen. Er strahlt Ruhe und Festigkeit aus. Genossen, die ihn genauer kennen, nennen ihn ausgeglichen, arbeitsam, verantwortungsbewußt, gründlich. Sein ehemaliger Kompaniechef, Hauptmann Mattusch, sagt: „Er war der in seinen Leistungen und im persönlichen Leben ausgeglichenste Zugführer, den ich in meiner langen Dienstzeit kennengelernt habe."

Alle Sorge des Genossen Steuer gilt seiner Arbeit mit den Menschen. So schwer sie manchmal auch ist, aber immer ist er freudig dabei. Stets gibt es irgendwelche Konflikte bei den jungen Genossen. So erzählt er von gewissen Tiefpunkten im Leben einiger Offiziersschüler. Stets und ständig berät er sich in solchen Fällen mit den Genossen der Partei, mit den Zugführern, den Lehrern. Gemeinsam mit ihnen findet er den Weg, wie es mit dem einzelnen weitergehen soll. Alles in ihm freut sich, wenn sich einer dieser Schüler zum Guten gewandelt hat.

Einer seiner Zugführer ist Unterleutnant Kaden. Wenn er von seinem Vorgesetzten erzählt, glaubt man er spricht von einem Doktor und nicht von einem, dem der Hitlerkrieg Jahre des Lernens stahl: „Hauptmann Steuer weiß den Schülern auf allen Gebieten zu antworten. In der russischen Sprache nimmt er selbst noch Unterricht. In der Schulungsgruppe der Offiziere wurde er als einer der Besten vor uns allen gelobt. Ständig sehen wir ihn sitzen, notieren, studieren. In dieser wie in jeder anderen Hinsicht blicken wir achtungsvoll zu ihm auf."

Das läßt nur annähernd den steinigen Weg ahnen, den Hauptmann Steuer zu gehen hatte. Genossen, mit denen er früher zusammenarbeitete, wissen, daß er damals sehr ruhig war und manchmal mit seiner Meinung hinter dem Berg hielt. Er war langsam, brauchte zu allem mehr Zeit als andere. War einer wortgewandter, gab er nach. War er ein Leisetreter, träge und prinzipienlos? Nein, nichts von alledem. Er kannte einfach die Lücken in seiner Bildung. Darum schien es, er sei ruhig, langsam, etwas linkisch. Mit um so größerer Energie klemmte er sich in seiner freien Zeit hinter die Bücher und erarbeitete sich die Kenntnisse und Fähigkeiten, die ihn heute als guten Erzieher, Vorgesetzten und Parteifunktionär auszeichnen.

Seine Vorgesetzten schätzen Hauptmann Steuer als unbedingt zuverlässigen Genossen. Für ihn ist jeder Befehl zuerst ein Befehl zum Denken, dann aber Anlaß zu schöpferischem entschlossenem Handeln. Die Offiziere, Unteroffiziere, Partei- und FDJ-Funktionäre seiner Kompanie sehen in ihm vor allem den Lehrmeister, den Helfer in fachlichen und Erziehungsfragen, ihr Vorbild. Für die Offiziersschüler scheint das alles selbstverständlich zu sein. Das ist gut so. Dann werden sie selbst einmal so sein wie er, nämlich der Partei und unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat treu ergebene, hochqualifizierte Kommandeure.

Hauptmann Herfurth

VOR 20 JAHREN

Die Schlacht an der Newa

Von Wsewolod Wischnewski

Leningrad hat den Schlag des Hitlerheeres früh auf sich genommen und pariert. Es folgte ein kräftiges Ringen: Anfang September 1941 war der letzte Pfad entlang der Ladogakanäle abgeschnitten, die Stadt war eingeschlossen.

Siebzehn Monate Belagerung. Siebzehn Monate Blockade. Am 8. November 1941 hat Hitler in München erklärt: Leningrad wird von selbst die Hände heben. Es muß fallen, früher oder später. Niemand wird es befreien, niemand kann durch die aufgebaute Sperrzone hindurch. Leningrad wird Hungers sterben müssen...

Die hungernden und bleichen Leningrader haben sich diese Worte gut gemerkt. Sie werden noch einmal zur Sprache kommen, wenn einst der Weltgerichtshof zusammentritt, als zusätzlicher Anklagepunkt gegen die Kinder- und Frauenmörder.

Leningrad ist eine stolze Stadt. Während der zweihundertvierzig Jahre, die ihr Alter ausmachen, hat nie ein Feind ihren Boden betreten. Im Nordischen Krieg stand die Stadt aufrecht und verteilte Hiebe nach rechts und links. Sie schlug ihre Regimenter in die Schanze, und die brachten Rußland den Sieg von Poltawa.

Später probierte Napoleon den Marsch auf unsere Stadt, aber seinem Zug wurde ein mächtiger Riegel vorgeschoben. Es kam auch Wilhelm II. und wurde weit vor der Stadt geschlagen, bei Pskow und Narwa geschlagen von der jungen Roten Armee. An die Stadt wollten sich auch Judenitsch und Mannerheim heranmachen, und auch sie wurden geschlagen.

In der angeführten Hitlerschen Erklärung war eigentlich schon das Eingeständnis enthalten: „Im Sturm, im Kampf kann ich Leningrad nicht nehmen." Hitler hat zwar noch etliche Mal die Lösung beschleunigt herbeiführen wollen. Nach der August-September-Schlacht von 1941 versuchte er eine zweite Schlinge bei Tichwin und am Wolchow zuzuziehen. Leningrad und seine Söhne, die Wolchow-Leute, haben diesen Versuch abgewehrt. Die Korps der Schmidt und Tomaschek haben in unsern Wäldern und Sümpfen viele Leichen liegenlassen. Die Blockade hat den Geist der Stadt nicht zu brechen vermocht...

Sie hat sich abgequält, hat den Gürtel enger geschnallt, hat sich alles versagt, sie wankte vor Schwäche, vor Entbehrungen. Die Menschen starben ohne Klage und mit dem Vermächtnis: „Schlagt euch!" Im Sommer 1942 warf Hitler gegen Leningrad die Divisionen des General Manstein, die Sewastopol gestürmt hatten. Leningrad hat sie tüchtig zur Ader gelassen und sie dann in die Sümpfe von Sinjawino geworfen. Der Feind wurde wütend und erneuerte am 22. Oktober seinen Ansturm. Es wurde dann die

Leningrad

Stadt der Türme und Paläste,
schöner Straßen breiter Zug,
die vom Alten uns das Beste
sorgsam in das Heute trug.

Stolz ist an der Newa Ufer
die Aurora fest vertäut.
Stadt der Kämpfer, Stadt der Rufer,
Wiege einer neuen Zeit.

Stadt der ruhmbekränzten Helden,
Hitlers Ungeist unterlag.
Deine großen Taten melden,
was ein starkes Herz vermag.

Stadt der zukunftsfrohen Blicke,
Stadt voll schöpferischem Denken,
jeder, der dich einmal kennt,
muß dir seine Liebe schenken.

Helmut Stöhr



fünfte Schlacht um Leningrad geschlagen, die Schlacht bei der Sucho-Insel am Ladogasee. Hier vernichteten die baltischen Matrosen eine deutsche Flottille aus dreißig Schiffen mit Landungstruppen und wiederholten somit die Lehre, die in derselben Gegend dem Feinde schon einmal erteilt worden war: im Jahre 1919 bei Widlitza.

Darauf folgte eine Operationspause.

Gefangene, die Hände an der Hosennaht, Ellbogen auf preußische Manier abgespreizt, wußten zu melden, daß sie aus Frankreich eingetroffen und höchst erstaunt wären, daß diese Russenstadt so lange Widerstand leistete. In den letzten Monaten, seit Mitte 1942, bis in den Januar 1943 hinein, haben die Hitlerleute jede Nacht drei Stunden Alarm gemacht und alles wachgehalten, da sie einen russischen Angriff erwarteten. Leningrad beunruhigte sie, aber noch mehr verwunderte es sie.

Und Leningrad trat zum zweitenmal unter Blokkade in den Winter ein. Die Stadt war schweigsam. Die Deutschen schütteten wie ehedem einen Granatenhagel nach dem anderen über sie, sandten ihre „Junkers"-Bomber in 7000 und 8000 Meter Höhe aus, wo sie zuweilen nachts durchs Flak-Sperrfeuer brachen. Die Stadt aber litt und biß die Zähne zusammen und verrichtete ihr Werk mit russischer Beharrlichkeit, als hätte sie nicht ein, sondern zwei Leben. Genug, zu sagen, daß die Leningrader während der Blokkade die Erzeugung von zweiundfünfzig Waffen- und Munitionssorten in Schwung brachten.

Das geistige Leben in der Stadt blieb gesund. Die kriegerischen Städter hielten die schwerste Prüfung aus. Und die erste der neu gestifteten Medaillen für Städte-Verteidigung ist den Beschützern Leningrads verliehen worden.

Und schon schickten sie sich an, dem Feind zu antworten. In den schwarzen Nächten heulte es aus verdunkelten Betrieben mit langgezogenen Sirenenlauten. Die Leningrader Jungen, die Wildfänge, standen aber an den Drehbänken, unerschütterlich, und schafften 200, 300, 400 Prozent des Tagesplanes. In den Max-Hölz-Werken gab es einen fünfzehnjährigen Handwerker, der als Meister arbeitete. Der ganze Betrieb sagte „Sie" zu ihm und nannte ihn nur beim Vor- und Vatersnamen: Wassili Wassiljewitsch.

...Die Nacht zum 12. Januar wird allen Mitkämpfern des Durchbruchs im Gedächtnis bleiben. Die Truppenverbände nahmen ihre Ausgangsstellungen ein. Am Newastrom verliefen solche Ausgangsstellungen an der von baltischen Matrosen gehaltenen Linie des linken Ufers, das den Hitlerleuten vor längerer Zeit entrissen worden war. Hier war's gewesen, in den trüben Herbsttagen von Sinjawino, als die deutschen Bomben ganze Sturzfluten grauen Wassers aus dem See hoben und über unsere Schützen warfen, hier war's gewesen, wo die Ostseematrosen die Faschistenmeute aus ihrer Stellung schmissen. Ein baltischer Hüne stieß in die Brustwehr eines deutschen Schützengrabens den Kolben seines Gewehrs und hißte auf dessen vierkantigem, russischen Bajonett sein Ruderleibchen ... Der Wind fuhr um die improvisierte Flagge. Sie war ein Aufruf, ein seemännischer „Polundra"-Schrei, was soviel bedeutet wie „Nimm dich in acht!"

„Nimm dich in acht, Hitler!" warnte Leningrad. Den ganzen Winter bemühten sich die Faschisten, den Matrosen diese Schlüsselstellung wieder abzunehmen. Sie begriffen, es war dies ein Sprungbrett für den Vorstoß gegen die Stadt Schlüsselburg, gegen Sinjawino ... Die Matrosen schlugen die feindlichen Angriffe ab und wurden allesamt mit Orden ausgezeichnet.

●

In der Nacht zum 12. Januar verlas man den Truppen den Armeebefehl. Darin war von der geschichtlichen Bedeutung des bevorstehenden Angriffs die Rede: „Die Stadt Lenins wartet", hieß es. „Sie hat das Recht, einen solchen Schlag zu verlangen, daß die deutsche Blockade zum Teufel geht und überhaupt aus der weiteren Umgebung alles, was nach Hitler riecht, fortgelüftet wird ... Ruhm und Ehre denen, die zuerst zu den Truppen der Wolchowfront durchstoßen!"



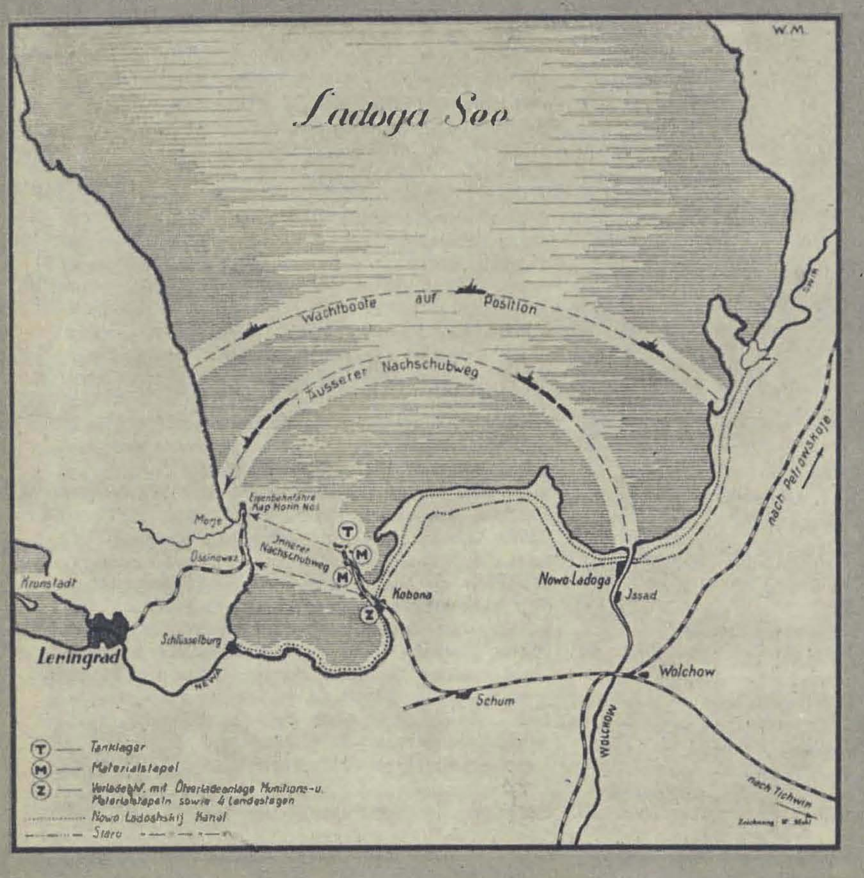
Illustrationen: Rudolf Grapentin

Die Artillerie, die heimlich und gut getarnt ihre Stellungen bezog, wartete auf das vereinbarte Zeichen. Punkt 9 Uhr 30 morgens begann die Artillerie-Vorbereitung. Alle Kaliber böllerten los, von kleineren PAK bis zu riesigen Bordgeschützen von Linienschiffen, deren Geschosse mehr als eine Tonne wiegen. Braungrauer Rauch umwölkte den Horizont. Mittendurch züngelten die Mündungsfeuer. Bei den Hitlerleuten brannten die Lager, brannte die Munition. Ein Unteroffizier Franz Giltenfeld erzählte, in Gefangenschaft geraten, daß im Laufe der ersten halben Stunde sein Regiment jede Fähigkeit verloren habe, sich zur Wehr zu setzen. Ein interessantes Eingeständnis, hatten wir's doch auf unserm Abschnitt mit der berüchtigten 170. deutschen Division zu tun, die von Adolf Hitler eine besondere Belobigung für die Ukraine und die Krim erhalten hatte. Nun war die Stunde nah, da man abrechnen würde . . .
Brüder Ukrainer und Verteidiger der Krim! Leningrad erstattet euch Bericht, gibt euch Rechenschaft: mit dieser Faschisten-Division ist erbarmungslos aufgeräumt worden.
Zwei Stunden lang währte das Dröhnen, Tosen, Krachen und Brüllen, hörbar vom Ladoga bis Leningrad. Der Farbenlack auf den Geschützläufen warf zuerst Blasen, dann verbrannte er. Von irgendwoher zog in Wellen heiße Luft vorbei. Die Ostseematrosen an den weittragenden Geschützen arbeiteten, naß von Schweiß, in Hemdsärmeln. Bei der Munitionszufuhr griffen selbst Verwundete zu, auch Schiffsköche, Bäcker und dienstfreie Leute vom Meldedienst . . . Die Schußdetonationen wechselten ab mit Ausrufen: „Für Leningrad!" „Und für Kiew!" „Und dies von Kronstadt ein Geschenk!" Bei unserer Batterie war mit roter Kreide (die man, weiß der Himmel wo, aufgetrieben) auf die Granaten manch kräftiges Sprüchlein für Hitler aufgeschrieben, auch Beiträge zur Streitfrage, ob es Leute gebe, die imstande sind, die rund um Leningrad aufgebauten deutschen Befestigungen zu durchbrechen oder nicht.
Wie auf dem Fließband griffen unsere Jagd- und Bombenflugzeuge an.
Dann wurde es unheimlich still. Die Infanterie warf sich zum Angriff vorwärts. Vorwärts über die Newa. Viele gingen mit Liedern in den Kampf. Der Wind trug, untermischt mit jähem Tosen und Krachen, gesungene Worte ans Ohr, die das Volk auswendig kennt . . .
Die Artillerie feuerte unaufhörlich in die Tiefe der faschistischen Abwehrstellung, und diese Tiefe war von großem Ausmaß. Unsere Artilleriebeobachter erklommen die Masten der Stromleitung, stürzten ab, von Granatsplittern getroffen, andre stiegen an ihrer statt hinauf und setzten die Beobachtung und Meldung an die feuernden Batterien fort.
Verwundete wurden auf Handschlitten nach hinten geschafft. Jetzt griff unser Nachbarabschnitt in den Kampf ein. Die Marineinfanteristen liefen übers Eis unterm Hagel krachender Geschosse, an Eislöchern vorbei. Alle Gesichter sind dem Feinde zugewandt. Und die Artilleristen verlegen ihr Feuer auf fernere Ziele, feindliche Reservestellungen in weiterer Tiefe. Der glühend metallische Todeswall schiebt sich fort nach der Feindetappe.
Heutzutage werden Schlachten nur selten mit einem Schlag entschieden. Der Wechsel der Kampfeinsätze, das Zusammenwirken der Waffengattungen, all das Hin und Her gibt Überraschungen und dauert lang.
Die Siedlungen an der Newa, die Kraftwerke, die Torfstechereien, die Lagerhäuser am Ufer — alles ist von Deutschen in den Befestigungsgürtel eingebaut, alles ist Deckung, Verhau, Bunker, Tarnung.
In dieser Schlacht ist das Menschenmögliche von uns ausgeschöpft worden. Auf die Nacht folgte der Morgen. Der Frost ließ nicht nach. Die Leute gönnten sich keine Ruhepause, so müde sie von der unsäglichen Anspannung waren. Und Leningrad, seine ehrlichen, prächtigen Arbeiter und Arbeiterfrauen, seine unermüdlichen Ingenieure und Techniker, gaben uns frische Munition. Noch in der Dunkelheit wurden die Kisten bei den Batterien abgeladen.

Die Schlacht an der Newa ging weiter. Tag um Tag. Die Knotenpunkte des faschistischen Widerstands wurden mit Stahl und Feuer durchhauen, einer nach dem andern, dutzendweis. Etliche giftgelbe Raketen über den Waldsilhouetten wechselten mit roten und grünen ab. Die deutsche Garnison von Schlüsselburg flehte um Verstärkung und Entsatz. Vom Eis des Ladogasees her sah man in der frühen Dämmerung unsere frischen Skibataillone vorgehen. Die deutsche Abwehr bekam Sprünge und Risse, gab nach, zerfiel in Stücke.
Ein Major kam auf unsere Batterie zu: „Wo sind die Matrosen?“ Die Marineartilleristen standen bedeckt von Rauch und Ruß und Schweiß. Sie taumelten vor Erschöpfung. Er sah sie genauer an und erkannte sie. Er warf sich einem um den Hals und küßte ihn: „Ihr Teufelskerle, heut habt ihr gut gepfeffert!“
Und dort links hinten grollte der Donner von der Wolchowfront. Dort arbeitete unser Entsatzheer.

Von den Beobachtungsposten kamen immer neue Meldungen. Die Unsern stürmten Schlüsselburg. Viele feindliche Stützpunkte auf der andern Seite sind genommen! Hohe Gefangenenziffern! Die Genossen vom Wolchow arbeiten sich durch, wühlen sich näher, kommen uns entgegen!
Nachts aber gruben sich die Hitlerleute ein. Sie verbissen sich in den Boden. In der Finsternis holten sie ihre Eisenbahnbatterien heran. Am Morgen bedeckte sie unser konzentrisches Feuer, fegte sie fort. Und wieder im Finstern, über unseren Köpfen nahezu die Telegraphenstangen streifend, schwirrten unsere Nachtbomber aus, gegen den Feind: Sie lassen die Faschisten nicht schlafen, nicht Luft schöpfen, nicht Lebensmittel heranschaffen, nicht sich umgruppieren. Im nahen Feindhinterland kamen Ersatzbataillone an, sie standen noch bei den Wagen an den Stationen, als sie ein furchtbarer Feuerschwall von unseren Batterien her niederwarf. Sie blieben für immer im Schnee liegen, Hunderte.

Kalt, grausam, überheblich – das ist der Ton des faschistischen Schreiberlings aus „Die Wehrmacht!“ Aber wie so oft hatten die Faschisten den Mund zu voll genommen. Leningrad war unbesiegbar.



. . . kein Schiff wagt sich mehr unter die drohenden deutschen Geschützrohre nach Leningrad hinein. Zu Lande fällt als weiterer Nachschubweg seit langer Zeit schon die Rollbahn Moskau–Leningrad und die Eisenbahnlinie von Schum nach Leningrad ebenfalls aus, da sie über von den Deutschen besetztes Gebiet führt, so daß für die Versorgung der Millionenstadt an der Newa nur noch ein in zwei Zufahrten geteilter Weg übrigbleibt, der über den Ladogasee.

Und es dürfte klar sein, daß weder Kampfflugzeuge noch Schnellboote sich die Schiffsbeute auf dem Ladogasee und die gefüllten Züge nach Leningrad entgehen lassen, sondern versuchen, sie zu vernichten, wo sie angetroffen werden. Die Folge davon ist eine dauernd abnehmende Versorgung Leningrads mit Nahrungsmitteln und Munition. Schon zeichnet sich deutlich das zukünftige Schicksal Leningrads am Horizont ab. Und eines Tages wird es sich erfüllen. Dessen sind wir gewiß!

Kriegsberichter Heinz Diestelmann

Jewgeni Jewtuschenko

Das Parteibuch

Da: Gruben. Unterholz inmitten.
Ein Krachen, das den Sinn benimmt.
Um Beeren,
nur um Beeren bittet
ein Leutnant, der im Blute schwimmt.
Und ich, ein Knirps noch,
muß das hören,
kriech, bis es dunkelt, auf dem Bauch
mit einer Mütze Walderdbeeren;
doch Beeren wurden nicht gebraucht . . .
Rings tote Panzer,
tote Leiber,
ein Juliregen rann ins Gras,
und jener mußte liegenbleiben,
ganz still,
die Wimpern regennaß.
Ein Blick,
ein schmerzen-übermannter . . .
Und vor ihm ich,
stumm, als erwart'
ich irgendworauf eine Antwort.
Doch Antwort war zu spät erharrt.
Und fassungslos und wie zerschnitten,
nichts sehend mehr in meinem Gram,
erfüllt' ich seiner Hände Bitte,
als ich draus
sein Parteibuch nahm.
Ich schleppt' mich weiter,
klein,
ermattet,
ob meiner Unbedeutung bang,
und nächt'ges Schwarz,
von Rot durchflattert,
traf ostwärts unsern müden Gang.
Lichtflecke, schlimmer als das Düster . . .
Wir zogen ohne Karte los:
mit Rucksack ein ergrauter Priester;
die Hand verwundet, ein Matros'.
Und Kinder schrien,
und Gäule bockten.
Aus Weh und Mut brach, wie erneut,
von weißem-weißem Turm voll Glocken
fürs ganze Rußland Sturmgeläut.
Ich ging wie auf erloschnen Kerzen
in kleinem Frauenpelz und -tuch,
und dicht auf meinem Kinderherzen
war die Partei mit jenem Buch.

Aus dem Russischen von Franz Leschnitzer

(Vorabdruck aus dem Jewtuschenko-Gedichtbuch „Mit mir ist folgendes geschehen", das im Verlag Volk und Welt erscheint.)

Über Schlüsselburg indes wehte noch die Hakenkreuzfahne. Mit einem einzigen Schuß aus der Feldkanone legt Leutnant Fjodorow die Fahnenstange um. In den Straßen Schlüsselburgs, Viertel um Viertel, säubern schon die Unsern die Stadt. Dann stieg der Schütze Gubanow auf den alten Glockenturm und pflanzte den roten Wimpel auf. Tausende sahen es. Die Städter, zerquält, hungrig und hager, kamen aus Kellern und Höhlen hervorgekrochen. Den „Bürgermeister", den die Faschisten eingesetzt, schleppten sie alsbald zur Richtstätte.
Und schon läuft die Nachricht um: Die Unsern haben mit den Wolchowgenossen Fühlung! Haben sich mit ihnen vereinigt! Die Blockade ist durchstoßen! . . . Als erster drang quer durch alle deutschen Verteidigungslinien und eroberte die „Siedlung Nr. 1" und nahm mit den roten Wolchowtruppen Fühlung – das Bataillon des Hauptmanns Fjodor Ssobakin. Leningrad wird seinen Namen nie vergessen . . .
Und die Leningrader schrien auf, erlöste Inselbewohner: „Gruß und Dank, Festland!" Und schweigend umarmte sie der erste Schütze vom Wolchow, einer aus den Bataillonen Demidows und Haradshis. Und in dem Ausruf „Festland!" lag alle Freude der Welt und alles siebzehn Monate ausgestandene Leid, alle Hoffnung und alle Kraft dieser Stadt.
Auf den Feldern standen im Schnee die schweren Belagerungsgeschütze, aus denen die Faschisten auf Leningrad gefeuert. Die Bemannung lag tot umher. Ohne jedes überflüssige Wort wandten unsere Feuerwerkermaate mit ihren Matrosen die deutschen Geschütze herum und eröffneten mit Wut und Eifer das Feuer gegen den nächsten Feindstützpunkt. Die Schlacht geht weiter. Der Durchbruch hat nur erst begonnen . . .
Oh, viel wäre noch zu sagen von dieser einzigartigen Durchbruchsschlacht. Aber das kommt später. Der Kampf geht weiter.
Ganz Leningrad ist auf den Beinen. Alles strömt auf die Straßen. Lächeln und Tränen, Lieder und Flaggen. Diese beflaggten Fassaden neben Hausruinen und Brandstätten – sie sind ein Symbol der kommenden Wiederaufrichtung, Erneuerung. Und alle Gedanken sind bei unsern Frontsoldaten, und aller Dank fliegt ihnen zu. Womit können wir der Front heute helfen und Freude bereiten? Womit sie heute entlasten? Wodurch unsre Dankbarkeit erweisen gegen die wunderbaren Krieger, die durch Wald und Busch, bis zum Gürtel im Schnee, unter dem Feuer des Feindes uns entgegenkommen als Befreier?
Stadt Lenins, herrliche, geliebte Vaterstadt! Du hast die sechste Schlacht gewonnen. Sei gepriesen! Wir grüßen dich und müssen weitergehen. Wir haben eine große Aufgabe zu erfüllen. Wir haben den Feind weiterzuschlagen, weiterzujagen, immer weiter, bis an den Rand seiner Grube, seiner letzten, und da – hinein mit ihm! Und wir wollen ihn da verschütten und begraben und die Erde über ihm feststampfen, festrammen, noch und noch! Haß und Wille sind in Leningrad zu Hause. Und eine eiserne Ausdauer.

Leningrader Front, im Januar 1943

Aus dem Russischen von H. BIELITZ

Haubitze M2
USA

Taktisch-technische Daten

Gesamtmasse	2264 kg
– in Marschlage	2070 kg
– in Feuerstellung	1920 kg
Länge in Marschlage	6050 mm
– in Feuerstellung	5430 mm
Breite in Marschlage	2180 mm
Höhe in Marschlage	1520 mm
Kaliber	105 mm
Gewicht der Granate	15 kg
max. Schußentfernung	11 100 m
Kadenz	4 Sch./min.
Transportmittel	2,5 Mp LKW
Bedienung	7 Mann



Die Haubitze M2 gehört zur Standardbewaffnung der Divisionsartillerie der US-Armee, der Brigadeartillerie der westdeutschen Armee und anderer NATO-Armeen. Sie ist abwurffähig.

Bist du im Bilde?

Ein neuer Jahrgang unseres Soldatenmagazins beginnt und mit ihm zwölf neue Folgen von „Bist du im Bilde?" Nachdem Panzer, Flugzeuge und Schiffe vorgestellt wurden, gilt es nun Artilleriewaffen zu erkennen. Also, dann los! Suche aus den sieben Bildausschnitten die im Typenblatt gezeigte Haubitze, schreibe die Lösung auf eine Postkarte und sende diese bis zum 31. 1. 1963 an deine

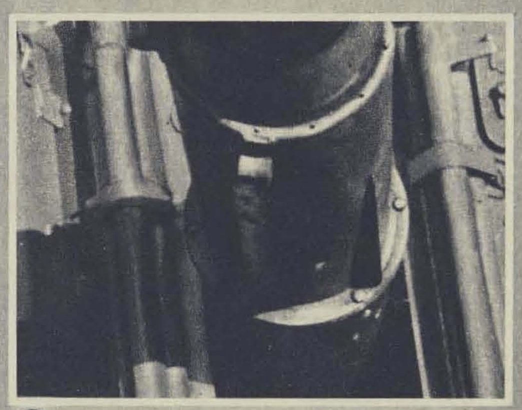
Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin-Treptow, Postschließfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

Unter den Einsendern mit richtiger Lösung werden fünf Gewinner durch das Los ermittelt, die 50,–, 20,– und 10,– DM sowie wertvolle Bücher (4. und 5. Preis) aus dem Deutschen Militärverlag erhalten.

AUFLÖSUNG AUS HEFT 11/1962:

Die richtige Lösung: Bildausschnitte 1 und 6 zeigten den US-Zerstörer. Die Gewinner sind:

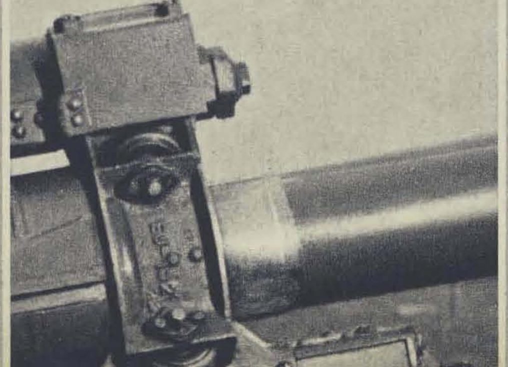
Sold. H. Kotzauer aus Zarrentin 50,– DM; Maat M. Saß aus Rostock 20,– DM; Uwm. P. Wittich aus Potsdam-Eiche 10–, DM.



1

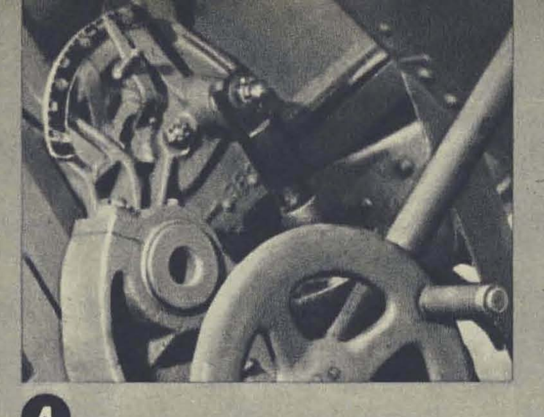


2



3

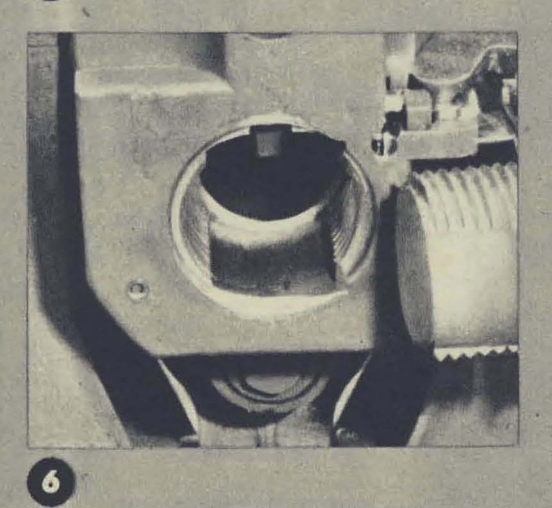




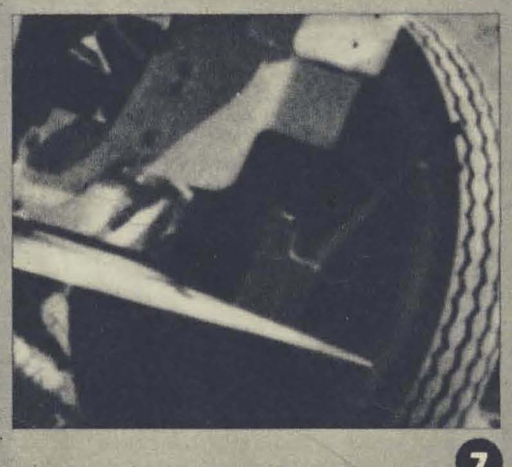
4



5



6



7

ARMEE-RUNDSCHAU 1/1963 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

Jagdflugzeug MiG 15 UdSSR

Taktisch-technische Daten

Spannweite	**10,5 m**
Länge	**9,5 m**
Höhe	**3,3 m**
Triebwerk	**Strahltriebwerk WK 1**
	Leistung 2700 kp
Höchstgeschwindigkeit	**1070 km/h**
Gipfelhöhe	**15500 m**
Besatzung	**1 Mann**



Die MiG 15 ist der erste Vertreter der Strahlflugzeuge mit Pfeilflügel. Sie wurde 1947 eingeführt und im Koreakrieg eingesetzt. Dort erwies sie sich den amerikanischen Typen gleicher Verwendung weit überlegen. Heute wird sie in den sozialistischen Armeen als Übungsjagdflugzeug geflogen. Die Version MiG 15 UTI ist ein doppelsitziges Schulflugzeug.

Alexander Bek: Die Wolokolamsker Chaussee

Sagen wir es im ersten Satz: Dieses Buch gehört in die Hand jedes Soldaten. Das ist eine der erregendsten, bemerkenswertesten Erscheinungen über den zweiten Weltkrieg überhaupt. Allzu schlicht ist der Titel: Die Wolokolamsker Chaussee, und man muß wissen, daß dies die Vormarschstraße der Faschisten nach Moskau im Oktober 1941 war. Ein gefangener Deutscher formuliert es so: „Frühstücken – in Wolokolamsk; Abendbrot essen – in Moskau."

Für die faschistischen Eindringlinge ist das einfach, sie haben Erfahrung in Blitzsiegen. Zwischen Moskau und ihren Panzerspitzen steht die Division des Generals Panfilow, an der Straße liegt das Bataillon des Oberleutnants Baurdshan Momysch-Uly; dieser Abschnitt ist sieben Kilometer breit, ihn verteidigen 700 Soldaten, nur 700.

Erst im Juli wurden sie eingezogen, die Soldaten des Bataillons. Im Oktober schon stehen sie im Brennpunkt der gesamten Front, stehen sie vor den deutschen Panzern, und hinter ihnen liegt ihr Moskau. Die Ausbildung muß sich auf das Notwendigste beschränken, es gibt für sie nur einen Maßstab: gefechtsnah sein!

Der Krieg brachte ungeheures Leid, und dieses Leid läßt sich nur ertragen, wenn der Soldat gewappnet ist. Das zu erreichen ist die Aufgabe des Kommandeurs. Denn: „Wenn die Truppe versagt, hat ihr Kommandeur versagt: Der beste, der gescheiteste Befehl bleibt ein Traum, bleibt Phantasie, wenn der Soldat schlecht vorbereitet ist. Die Gefechtsbereitschaft der Armee ist in erster Linie Gefechtsbereitschaft des Soldaten. Der Soldat ist im Krieg die entscheidende Kraft."

Oberleutnant Momysch-Uly schont seine Soldaten nicht in der Ausbildung – weil er sie im Kampf schonen will. Er erkennt, worauf es ankommt:



Deutscher Militärverlag, 277 S., 7,20 DM

auf widerspruchslosen Gehorsam. Ohne Disziplin werden auch ihrer Heimat treu ergebene Menschen nicht siegen. Er nimmt den Soldaten die Angst, die Angst vor den unbesiegbar scheinenden Faschisten. Die Angst, das ist der größte Feind des Soldaten.

Die Stellungen sind ausgebaut im Vorfeld von Moskau. Dann sind die Faschisten da. Sie fahren drauflos, wie sie es gewohnt sind, doch sie fahren sich fest. Aber der erste Tote im Bataillon ist ein Feigling. Er wird gerichtet durch die eigenen Soldaten. „Ich wollte, daß jeder Soldat wisse: Wirst du feige, verrätst du – so wird dir nicht verziehen, wie stark der Wunsch danach auch ist."

Das Bataillon verteidigt die Straße nach Moskau. Links und rechts brechen die Faschisten durch. Das Bataillon steht und verteidigt die Straße. Sie kämpfen sich zurück. Aber sie verteidigen die Straße nach Moskau. Und jetzt bestätigen sich die Worte des Generals, bewähren sich die Methoden des Oberleutnants. Das Bataillon muß zurück, aber der Weg nach Moskau bleibt versperrt. Der scheinbare Sieger wird zum Besiegten.

Ich wiederhole bewußt: Das ist eines der bemerkenswertesten und erregendsten Bücher des zweiten Weltkrieges. Und kein Buch, das ich bisher gelesen habe, leuchtet so hinein in die Seele des Soldaten, in die Verantwortung des Kommandeurs; scheint so für unsere Genossen geschrieben. Sagen wir es auch im letzten Satz: Dieses Buch gehört in die Hand jedes Soldaten.

Das Volk – das lacht

Verlag Rütten & Loening, 399 S., 10,80 DM

Ihr leset hier in diesen Schwänken
von mancher Schandtat, schlimmen Ränken,
von List und Einfalt, reichen Laffen,
von bösen Huren, geilen Pfaffen,
von Jungfern ohne Zucht und Sitten,
von Edelfraun, die Hunde ritten,
von hartgesottenen Landsknechten,
von Narren, die um Wahrheit rechten,
von Schulzen, Scholaren und Schindern,
von Herrn, die schwanger gehn mit Kindern.
von Einhorn und von Eulenspiegel,
von Männern ohne Hosenriegel
und andern Schälken ohne Namen,
die zahllos hier zusammenkamen.



»Denn wer kämpft für das Recht, der hat immer recht«

Von Parteiveteran Kurt Nettball



Knisternde Spannung lag über dem Saal, als Genosse Ulbricht auf die Bühne trat. (Ganz links Goebbels.)

Parteiveteranen sind gern gesehene Gäste bei den Soldaten unserer Volksarmee — jedenfalls hatte ich diesen Eindruck, als ich kürzlich in einer Einheit anläßlich der Vorbereitung des VI. Parteitages aus meinem Leben und von den Programmen unserer Partei in den jeweiligen historischen Etappen erzählte. Die Verkündung von Programmen oder von Beschlüssen unserer Partei mit programmatischer Bedeutung fiel stets in Zeiten voller erregender Ereignisse und großer Kämpfe der Arbeiterklasse. Ende November 1918 — kurz nach der Revolution — das Programm des Gründungsparteitages der KPD. 1930 — mitten in der großen Weltwirtschaftskrise und angesichts der Machtbestrebungen des Faschismus — „Das Programm der nationalen und sozialen Befreiung". Im Oktober 1935 die programmatische Entschließung der Brüsseler Parteikonferenz und im Januar 1939, wenige Monate vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges, die Beschlüsse der Berner Parteikonferenz, die das Programm von 1930 bezüglich der Strategie und Taktik der Partei ergänzten. Schließlich 1945 — nach der Niederlage des Faschismus — der programmatische Aufruf der KPD vom 12. Juni. Und jetzt — 1963 — das Programm vom VI. Parteitag zum umfassenden Aufbau des Sozialismus in der DDR. Seit 1924 Mitglied der KPD, habe ich manches miterlebt.

Goebbels wurde blaß

Berlin, Januar 1931. Überall an den Häuserwänden kleben die Versammlungsaufrufe der Nazis. Ihre Kundgebungsthematik ist stereotyp und demagogisch: „Die Freiheit des Volkes", „Die nationale Freiheit", „Gegen den Ungeist des Kommunismus". „Volksaussprache im Saalbau Friedrichshain" schreit es von einem dieser Plakate. Auch die Kommunisten seien eingeladen, „um hier vor der nationalgesinnten Bevölkerung Berlins Rede und Antwort zu stehen". Und wir Kommunisten kamen, aber nicht allein, sondern wir brachten den Ersten Sekretär der Bezirksleitung Berlin, unseren Genossen Walter Ulbricht mit. Der Satansbraten Goebbels, der als Hauptreferent im Versammlungspräsidium saß, guckte nicht schlecht, als er Walter Ulbricht inmitten einer Gruppe von Kommunisten im Saalbau sitzen sah. Da wir sowohl die braunen Schlägergarden von anderen Gelegenheiten her kannten, als auch mit Attacken der Polizei des rechten sozialdemokratischen Polizeipräsidenten von Berlin gegen uns Kommunisten rechnen mußten, hatten wir auch taktisch vorgesorgt. Als Saalschutzformationen erschienen wir sehr frühzeitig, nahmen in den ersten Sitzreihen vor dem Präsidium Platz, damit die Nazis bei der Rede des Genossen Ulbricht keine Dummheiten machen konnten. Andere Genossen plazierten sich an den Seiten des Saales oder auf der Galerie. Gruppen von Genossen und parteilosen Arbeitern „lustwandelten" im Foyer und auf der Straße.

Knisternde Spannung lag im Saal, als sich Genosse Ulbricht zu Wort meldete und auf die Bühne trat. Anfangs verhielten sich die Nazis auch ruhig, und so wurde eine von den Nazis inszenierte Versammlung für Minuten zur Tribüne der Wahrheit. Goebbels wurde abwechselnd rot und blaß, denn Genosse Ulbricht nahm kein Blatt vor den Mund. Er sagte, daß die Nazis behaupten, am sozialen Elend in Deutschland seien die anderen Völker schuld, deshalb müsse eine starke harte Regierung her, die Deutschland wehrfähig und stark mache, um diesen Völkern „Versailles" heimzuzahlen. Aber wer hat denn den Krieg angefangen? Das deutsche Großkapital! Wohin führt der Weg der Revanchehetze? In den nächsten Krieg! Wer hat davon die Vorteile? Das Großkapital! Wer beutet die Massen aus und

welches Wirtschaftssystem bringt Krise, Arbeitslosigkeit? Der einzige richtige Weg zur Freiheit des Volkes ist es also, die eigenen Großkapitalisten und Finanzhyänen samt ihren nazistischen Wortführern und Handlangern zum Teufel zu jagen. Das ist das „Kommunistische Programm der nationalen und sozialen Befreiung", das keine Völkerhetze und keinen Krieg mit sich bringt wie das Naziprogramm. Da die Faschisten den Argumenten Walter Ulbrichts nichts Sachliches entgegenzuhalten hatten, d. h. ihre ideologische Niederlage für die Zuhörer allzu offensichtlich war, fingen sie mit Schlägereien an und warfen mit Biergläsern und Stühlen nach uns. Das Großmaul Goebbels hatte sich inzwischen mit seiner Begleitung durch einen Seitenausgang hinter dem Präsidium ins Freie geflüchtet. Da wir Kommunisten an sich sehr friedfertige Menschen sind, allerdings keine frommen Pazifisten, wurde so kräftig zurückgeschlagen, daß die braunen und schwarzen Schlägergarden sich beeilten, aus dem Saal hinauszukommen. Es war wohl die größte Saalschlacht, die Berlin je gesehen hat. Die SA- und SS-Meute wurde regelrecht verjagt. Ob Kommunist, ob sozialdemokratischer Arbeiter, Reichsbannermann und parteiloser Arbeiter, hier standen sie als Klassengenossen vereint zusammen. Aber die rechte Führung der SPD und der Gewerkschaften lähmte durch ihre weitere Tolerierung der Nazis, durch ihre antikommunistischen Haßgesänge, die Kampfkraft der Arbeiter. Vom sozialdemokratischen preußischen Innenminister Severing wurden nicht die Nazizeitungen, sondern laufend das Zentralorgan der KPD „Die Rote Fahne" verboten. Der SPD-Ministerpräsident Braun wies die Landräte und Bürgermeister an, Versammlungsräume für die KPD und den KJVD zu sperren. Das Kapital auf ihrer Seite, konnte die braune Mordpest gedeihen, Arbeiter ermorden und zusammenschlagen, und schließlich am 30. Januar 1933 die nackte, brutale faschistische Diktatur errichten.

Die Partei lebt!

Luckau, Mai 1936. Punkt 19 Uhr treiben uns die Wachposten aus der Massenzelle in die Schlafzellen. Im Zuchthaus Luckau beginnt die „Nachtruhe". Aber die Ruhe ist nur äußerlich. Hier, in diesen Schlafzellen, wo 30 Mann zusammengepfercht sind, wird leise und heftig diskutiert. Mein Bettnachbar ist Willy Rumpf, unser heutiger Finanzminister. In den zwei Schlafzellen nebenan sind Hans Jendretzki und Hans Seigewasser. Wir alle sind erregt, denn heute haben wir – d. h. die illegale Parteiorganisation – die ersten näheren Berichte, die Entschließung und die Reden der Brüsseler Parteikonferenz erhalten. Nicht alle Genossen begreifen es gleich. Was denn? Jetzt sollen wir auch mit bürgerlichen Kräften zusammenarbeiten? Jawohl! Antifaschistische Volksfront ist die Losung! Alle Gegner des Faschismus – aus welchen Schichten sie auch kommen und was uns auch ideologisch von ihnen sonst trennt – müssen zusammenarbeiten. Die andere Forderung der Konferenz, der Aufbau von Verbindungskommissionen zwischen illegalen KPD- und SPD-Leitungen, haben wir hier im Zuchthaus faktisch schon in Angriff genommen. Gemeinsamer Haß gegen die Faschisten hat uns zusammengeschweißt. Die meisten von uns aber können die Tragweite ihres eigenen Handelns noch gar nicht so recht abschätzen: Die ersten Voraussetzungen zur Bildung einer einheitlichen Partei der Arbeiterklasse werden hier geschaffen! Nächtelang diskutieren wir, Parteilose, Arbeiter, SPD-Mitglieder, KPD-Genossen. Ein SPD-Genosse erwähnt das alte Gleichnis vom Vater, der seinen Söhnen an Hand eines Bündel Holzes demonstriert, daß man als einzelner nichts, aber gemeinsam alles vermag. Spät kommt die Einsicht, aber sie kommt! Wir Genossen der KPD empfinden es glücklichen Herzens.

●

Insgesamt 8 Jahre war ich inhaftiert. Dann wurde ich als wehrunwürdiger Soldat zu der Strafdivision 999 eingezogen.

»Wer Wind sät . . .«

Griechenland, Oktober 1943. „Also Genossen, unsere Aufgabe besteht aus zwei Teilen. Einmal müssen wir die uns erteilten Befehle so oft sabotieren wie nur möglich. Zum anderen müssen wir mit den griechischen Partisanen Verbindung aufnehmen und sie mit Medikamenten und Nachrichtenmitteln versorgen. Jeder muß sich darüber klar sein: Wenn wir das griechische Volk bei seinem Befreiungskampf gegen den Faschismus unterstützen, erweisen wir unserem eigenen Volk einen Dienst." Diese Worte, gesprochen in einer unserer geheimen Zusammenkünfte der Gruppe der illegalen Parteiorganisation des IV. Bataillons 999 wurden alsbald in die Tat umgesetzt. Unser Bataillon bestand in der Mehrzahl aus Kriminellen, dann den regulären Stammmannschaften und uns „Politischen". Wir Politischen, die wir meist Facharbeiter und aufgeweckte Menschen waren, hatten alle irgendwelche Funktionen, die uns die regulären Mannschaften aufhalsten, um selbst bequem zu leben. Ein Genosse, technischer Zeichner, saß zum Beispiel im Bataillonsstab und erfuhr so alle militärischen Maßnahmen vorher. Ein anderer war Fahrer bei einem Kompanieführer – überall saßen Genossen. Ich selbst, als gelernter Fernmeldemonteur, war als Nachrichtenmechaniker eingesetzt und erhielt den illegalen Parteiauftrag: den griechischen Freunden transportable Ultrakurzwellengeräte zuzustellen, eine bestimmte Funklinie mit ihnen herzustellen und sie bei militärischen Aktionen zu warnen. Das kam so: Die Bewohner der umliegenden Dörfer merkten bald, daß sich einige Soldaten – nämlich wir Politischen – von dem Stammpersonal unterschieden. Wir kauften nicht mit der Pistole ein, sondern tauschten Medikamente oder andere Dinge gegen Lebensmittel. Die Partisanen hörten davon und tasteten sich an uns heran. Selbstverständlich verlief das alles unter Einhaltung der eisernen Regeln der Konspiration. So holte z. B. ein Genosse die „Dora"-Geräte bei mir ab, und ich wurde einige Tage später über einige Anlaufstellen zu einem Weinbauern geführt, dem ich die Funktion des Gerätes erklärte sowie die Frequenzen für Warn-

Waffenbrüder Magazin

„Euer LO 1800 A ist ein Star", meinte während der letzten gemeinsamen Übung ein polnischer Armeekraftfahrer zu seinen deutschen Waffenbrüdern. „Doch wir haben auch einen Star", sagte er dann und zeigte ihnen sowie den sowjetischen Genossen den „Star 66" (unser Bild), ein schweres geländegängiges Kraftfahrzeug, über das „AR" in einer der folgenden Ausgaben ausführlicher berichten wird.



●

Etwa 16 000 Rationalisatoren und Erfinder arbeiten gegenwärtig in der Tschechoslowakischen Volksarmee und warteten anläßlich des XII. Parteitages der KPČ mit hervorragenden Leistungen auf. Allein im I. Quartal 1962 reichten sie 2800 Vorschläge ein, die einen Nutzen von 11 Millionen Kronen erbrachten.

●

Bei Janzew (Sowjetunion), in der Nähe von Saporoshe, wurde unmittelbar an einer Bahnlinie ein Munitionslager der ehemaligen Hitlerwehrmacht entdeckt. Innerhalb von sieben Tagen machten sowjetische Pioniere unter Einsatz ihres Lebens 3500 Artilleriegeschosse und Minen unschädlich.

●

Was ißt Soldat Jiři? APFELSTRUDEL
200 g Mehl, 50 g Grieß, 750 g geschälte und geschnitzelte Äpfel, 100 g Zucker, 1 Eigelb, 100 g Margarine, 6 Eßlöffel saure Sahne, 4 Eßlöffel lauwarmes Wasser, Salz, Zimt, gehackte Mandeln, Rosinen, 1 Löffel Weinbrand.
Mehl und Grieß zusammen auf ein Backbrett sieben. Eine Prise Salz, das Eigelb, die Hälfte der flüssig gemachten Margarine, die saure Sahne, das lauwarme Wasser in die Mitte geben, Teig kneten und 30 Minuten gehen lassen.
Danach auf bemehltem Tuch papierdünn ausrollen, mit zerlassener Margarine beträufeln, geschnitzelte Äpfel, mit restlichen Zutaten vermischen und auf dem Teig verteilen. Mit Hilfe des Tuches zusammenrollen und auf einem gefetteten Blech goldbraun backen.

sprüche vereinbarte. Von der Wehrmachtskontrollstelle konnte ich zwar angepeilt, aber kaum ertappt werden, da ich ja bei der Reparatur der Geräte in meiner Werkstatt zwangsläufig ebenfalls Wellen ausstrahlen mußte. Hier im IV. Bataillon 999 gab es kaum einen Unterschied zwischen KPD- und SPD-Genossen. Unsere illegale Parteiarbeit geschah in engster Anlehnung an die Beschlüsse der Berner Parteikonferenz vom Januar 1939, die es den Parteigenossen zur Pflicht machten, den Sturz des Faschismus zu beschleunigen, wo immer es sei und gleichzeitig die Aktionseinheit mit allen antifaschistischen Kräften herzustellen. Die Losung war, alle bestehenden Sonderinteressen der verschiedensten Hitlergegner den Gesamtinteressen der deutschen Nation unterzuordnen. Je eher der Hitlerismus unterging, um so eher konnte Deutschland wieder aufblühen. Und für uns und die Partei gab es keinen Zweifel an dem Sieg über den Faschismus. Diese Verbrecher hatten Wind gesät, sie würden Sturm ernten!

Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus

Westberlin, August 1946. „Ich werde Sie sofort verhaften lassen!" Der amerikanische Besatzer-Offizier ist wütend. Er hat sicher klare und eindeutige Weisungen. Kein Wunder, daß es ihm nicht schmeckt, daß ich auf dieser OdF-Versammlung im Ami-Sektor Kreuzberg gegen die neuerliche Spaltungspolitik der rechts gebliebenen SPD-Führer und für die Einheitspartei spreche und entsprechend dem programmatischen Aufruf der KPD vom 11. Juni 1945 und den Beschlüssen des Vereinigungsparteitages vor dieser Versammlung über die Errichtung einer antifaschistischen Ordnung referiere. „Ich werde Sie sofort verhaften lassen!" Mich wundert dieser Ausbruch des Hasses nicht. Wir fordern die Enteignung der Kriegsgewinnler und Nazi-Industriellen — aber er ist ja auch Beauftragter einer imperialistischen Macht. Eine kapitalistische Krähe hackt der anderen kein Auge aus. Als die Versammlung zu Ende geht, tritt erneut ein Offizier auf mich zu. „Nu wot, Towarischtsch, kommen Sie, Sie werden mit mir farren!" Die zufällige Anwesenheit eines sowjetischen Verbindungsoffiziers verhindert es also, daß ich wiederum inhaftiert werde.
All das habe ich den Soldaten in der erwähnten Einheit erzählt und ich glaube, sie haben begriffen, daß man alle diese Programme, einschließlich des neuen Parteiprogramms, auf einen Nenner bringen kann: Sie schätzten die Lage in Deutschland immer richtig ein, und sie zeigten und zeigen den Weg und die Mittel, damit unser Volk zu Glück, Frieden und Wohlstand gelangen kann.
Wir, die seinerzeit von den Reaktionären „vaterlandslose Gesellen" genannt wurden, kämpften in Wirklichkeit für die nationale Befreiung des deutschen Volkes. Ihr jungen Genossen der NVA schützt die gerechteste Sache der Welt: Das Vaterland des werktätigen Volkes. Die Programme der Partei — das war mein Leben, das ist euer Leben!

KARIKATUREN: ARNDT

Lauter



REINFALL: „Er hat hier sein SPIEGELbild gesehen, und da ist er reingefallen."



ANFALL: Mars: „Das fehlt mir noch, friedliche Absichten, wo ich doch gerade mit den Amerikanern so gut ins Geschäft gekommen bin."

unlautere

FÄLLE



KNIEFALL: Ollenhauer: „Was für ein herrliches Instrument!"

GESCHICHTE DES GROSSEN VATERLÄNDISCHEN KRIEGES DER SOWJETUNION

in 6 Bänden



HAUPTMANN WOLFGANG HUBRICH kam, sah und siegte. Die Genossen der ASG Erfurt-Blumenthal können s bezeugen. Trübe schaute es 1961 mit der militärischen Körperertüchtigung aus; bei Überprüfungen hagelte es schlechte Noten! Als der 30jährige Sportoffizier hierher kam, änderte sich so manches. Als erstes: Er übernahm selbst die Anleitung und Qualifizierung der Unteroffiziere. Mit aller Konsequenz widmete er sich der Sportausbildung, griff energisch ein, wo es nötig war, und stellte hohe Forderungen. Und siehe da: 1962 ging's mit einem Mal! Durchweg kamen die Einheiten auf gute Noten. Aber auch das ist sein Verdienst: Die Offiziere machen keinen Bogen mehr um den Sport. Geschickt warf er die richtigen Köder aus. Mancher „Sportverächter", der damals beim Luftgewehrschießen oder Ballzielwerfen „anbiß", ist heute regelmäßig auf dem Sportplatz zu finden. Hauptmann Paul wird's beispielsweise gern bestätigen... Na ja, bei Wolfgang Hubrich macht's halt Spaß. Und da er selbst ein ausgezeichneter Sportler ist, geht er mit gutem Beispiel voran. 280 Urkunden und Pokale sprechen Bände über den Fußballer und Leichtathleten aus Passion. Ein paar Bestleistungen: 100 m in 11,4 sec., 200 m in 23,4 sec., 400 m in 53,5 sec., Dreisprung mit 13,12 m, Weitsprung mit 6,20 m. Was Wunder, daß uns der Hauptmann, nach dem Steckenpferd seiner Familie befragt, antwortet: „Sport". So an die vierzig „Lederjacken", Schüler und Lehrlinge aus den Nachbarhäusern, hat er für den Sport im Wohnbezirk gewonnen — für Judo, Volleyball und Motorsport. Frau Hubrich schloß die Frauen in einer Gymnastikgruppe zusammen. Klar, daß Hubrich jun. gleichfalls sportliche Ambitionen hat. Begeistert schwärmt der sechsjährige Steppke: „Wenn ich groß bin, werde ich auch so ein Hauptmann wie Vati!"

Dürfen wir vorstellen...

OBERLEUTNANT WERNER HAASE läuft nun schon einige Winter auf Skiern durch die Welt. Squaw Valley, Holmenkollen und Zakopane sind gewichtige Stationen seiner Reisen. Vor neun Jahren hastete der nunmehr 28jährige ASK-Läufer erstmals in der Männerklasse über die Loipe. Seitdem haben sich seine Starts beachtlich summiert: Wenn auf der Oberhofer Höh' „abgewintert" wird, wird er rund 270 Wettkämpfe hinter sich haben. Zählt man die Kilometer, die er auf den Bretteln zurückgelegt hat, kommt man etwa auf die Strecke Berlin—Bombay—Berlin. Doch der ganz große Erfolg, wie ihn sich jeder Sportler erträumt, blieb dem Werner bisher versagt. Im Schatten Kuno Werners oder Enno Röders stehend, konnte er sich abquälen wie er wollte: Zum Siegeslorbeer reichte es nie. Allein fünfmal mußte sich der Meister des Sports und Olympiateilnehmer mit dem Ehrenplatz begnügen. Dennoch steht Werner Haase immer wieder seinen Mann. Übrigens nicht nur auf Skiern. Unter der Uniform des Offiziers schlägt ihm das Kämpferherz ebenso wie unter dem Anorak des Sportlers. Und so holte er sich den Meistertitel, den er auf dem Schnee bislang nie erringen konnte, auf dem Gefechtsfeld. Erst sprachen Skepsis und Verwunderung aus den Gesichtern der Soldaten, als ihnen der bekannte Wintersportler bei einer Truppenübung als doublierender Zugführer vorgestellt wurde. Nach acht Tagen gemeinsamen Kampfes, gemeinsamen Lebens im Gelände hatten sie ihr Vorurteil revidiert. „Der ist schwer in Ordnung! Und der kann auch was!", schwören sie auf ihren Oberleutnant. Und Werner Haase selbst? „Die Übung war große Klasse. Ich bin gut zurechtgekommen und habe schnell Kontakt zu den Genossen gefunden." Fazit: So manche gute Wettkampfplazierung auf der Loipe verblaßt hinter seinen Leistungen während dieser Truppenübung, in der er sich — eine Auszeichnung kündet davon — als Meister in der Gefechtsausbildung erwiesen hat.





Die Vielfalt der Einsatzmöglichkeiten des Hubschraubers wird hier besonders deutlich. Mittels einer elektrisch ausfahrbaren Winde können über schwer zugänglichem Gelände bzw. Wasser, Lasten aufgenommen oder abgesetzt werden. Unser Foto zeigt das Aufnehmen eines Schiffbrüchigen (Übung).



Fliegerische Ausbildung auf dem Mehrzweckhubschrauber Mi-4.

Mi-4 »Mädchen für alles«

„. . . Rrrrrr" das Telefon im Bereitschaftsraum klingelt! Befehl: Krankentransport von A. zur Berliner Charité! Eine Einsatzbesatzung trifft in Windeseile ihre letzten Vorbereitungen. Die Steuermannsberechnungen werden präzisiert, der Hubschrauber gebremst und gestartet. Irgendwo in A. blickt ein Arzt sorgenvoll auf die Uhr: „Werden sie es schaffen?" In den Händen der Besatzung liegt es, ob ein Mensch noch gerettet werden kann, der durch einen Kfz.-Unfall so schwer verletzt wurde, daß nur ein schneller Transport zur Charité erfolgversprechend ist.

Das weiß die Besatzung. Unter schwierigen Wetterbedingungen und schlechten Platzverhältnissen transportiert sie den Kranken nach Berlin, schlängelt sie sich durch das Labyrinth der Schornsteine und Türme und landet wohlbehalten auf dem Marx-Engels-Platz . . .

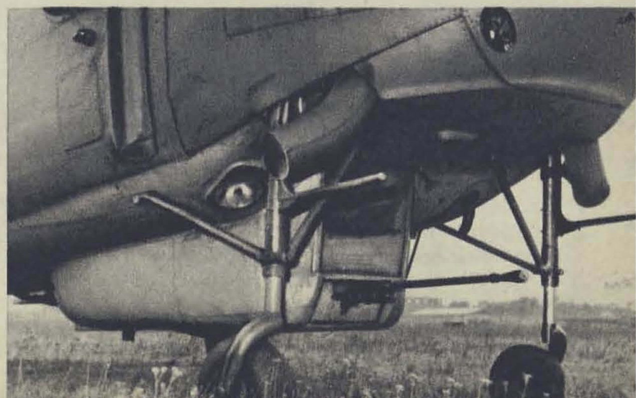
Vielen Soldaten sind Hubschrauber aus Übungen bekannt, wo sie plötzlich auftauchten, um Truppen abzusetzen, Munition heranzubringen oder bei der Bildung eines Brückenkopfes Luftlandetruppen heranzuführen.

Wir wollen uns heute ein wenig mit unserem Helfer, dem Hubschrauber Mi-4, der zur Ausrüstung der Luftstreitkräfte der Nationalen Volksarmee gehört, befassen. Die Mi-4 wurde von dem Kollektiv des Hubschrauberkonstrukteurs und Leninpreisträgers Michail Leontjewitsch Milj, dem Vater der weltberühmten Hubschrauber Mi-1 und Mi-6, konstruiert.



▲ Blick auf den Arbeitsplatz des Besatzungskommandeurs. Die umfangreichen Instrumente ermöglichen den Einsatz am Tage und in der Nacht unter schwierigen Wetterbedingungen.

▼ Die Bordbewaffnung des Hubschraubers dient zur Niederhaltung gegnerischer Feuernester. Sie wird vom Bordmechaniker bedient.

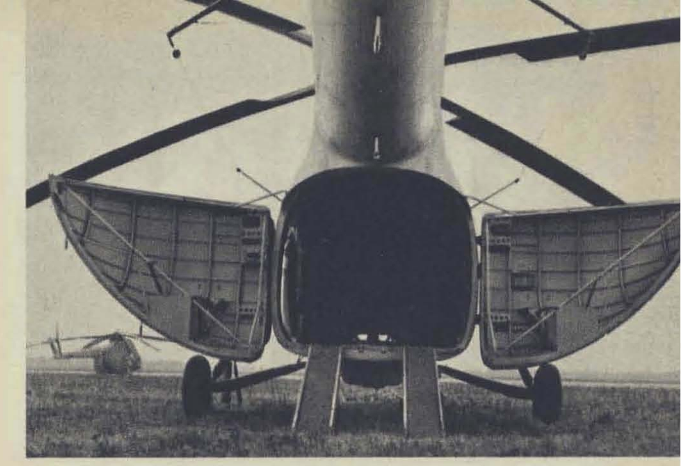


Gegenwärtig gehört der Hubschrauber Mi-4 zur Standardausrüstung der Armeen des sozialistischen Lagers und auch anderer Länder wie z. B. Indien und Indonesien. Auch zivile Luftfahrtgesellschaften, wie die Aeroflot und die Deutsche Lufthansa, fliegen die Mi-4.
Erstmalig tauchte dieser Hubschrauber 1958 auf der Luftparade in Tuschino auf. Seit dieser Zeit errang er einige Weltrekorde.
Am 25. April 1956 erreichte R. J. Kapreljan, 1961 auf der Tuschinoer Luftparade Kommandeur des „fliegenden Krans", mit einer Nutzlast von 2 t einen Höhenweltrekord von 6010 m. Einen Tag darauf erzielte der Hubschrauberführer W. W. Winitzki mit einer Last von 1 t mit 6048 m gleichfalls einen Höhenweltrekord.
Inzwischen wurde der Hubschrauber Mi-4 weiter verbessert. Heute besitzt er einen Autopiloten, der eine selbständige Steuerung auf langen Flugstrecken ermöglicht.
Der Hubschrauber Mi-4 kann in mehreren Varianten eingesetzt werden:

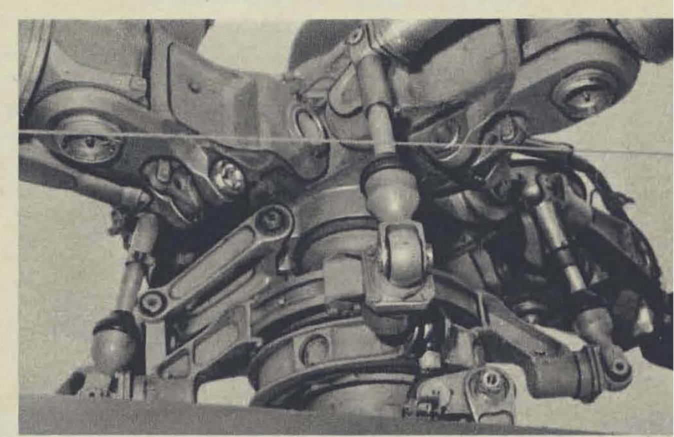
- PERSONENVARIANTE:
  Transport von 10 bis 12 Personen;
- TRANSPORTVARIANTE:
  Transport von 1000 bis 1200 kp Kampftechnik;
- SANITÄTSVARIANTE:
  Transport von 8 Verwundeten auf Tragbahren und einem Sanitäter;
- BERGUNGSVARIANTE:
  Aufnehmen und Absetzen von Personen und Lasten aus der Standschwebe. Das ist besonders wichtig bei der Rettung von Schiffbrüchigen.
- TRANSPORTVARIANTE MIT AUSSENAUFHÄNGUNG:
  Außentransport von sperrigen Lasten wie Pontons, Kfz., Behälter bis 1300 kp.

Außerdem kann er zum Verlegen von Minen, zur Strahlungsaufklärung, zur Retranslation und anderen Aufgaben eingesetzt werden.
Vom Verletztentransport über Fernsehübertragungen bis zu komplizierten Aufgaben auf militärischem Gebiet bestand die Mi-4 stets glanzvoll.

Oberleutnant Spur

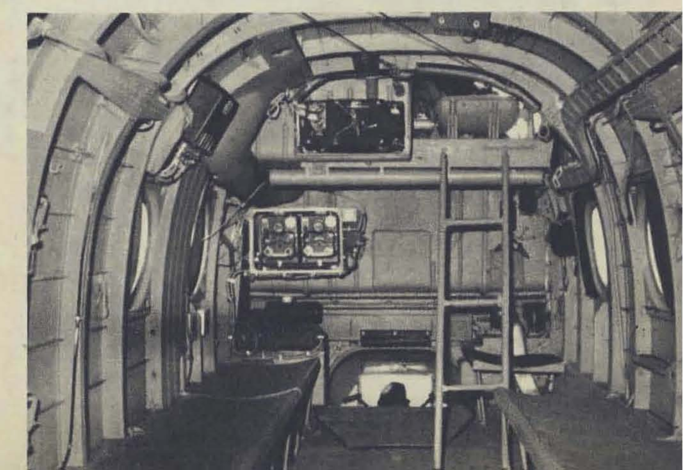


▲ Um Lasten wie Geschütze und leichte Kfz. transportieren zu können, wurde eine geräumige Heckluke konstruiert, die ein schnelles Be- und Entladen gewährleistet.



▲ Das Herzstück des Hubschraubers ist der komplizierte Mechanismus des Schrägstellautomaten. Er überträgt unter anderem die Steuerbewegungen des Hubschrauberführers mittels Steuerknüppel und Gassteigungshebel auf die Tragschraubenblätter und ermöglicht die schwierigen Flugmanöver.

▼ Die Sitze rechts und links werden bei Lastentransport hochgeklappt. Die Leiter ist abnehmbar und dient dem Bordmechaniker zur Verbindung mit den Hubschrauberführern.



... alias Przestalski

Borsafüred, ein kleines ungarisches Dörfchen in den Karpaten, ist in tiefen Schnee gehüllt. Die Januartage des Jahres 1941 sind eisig kalt. Sie sind aber auch wie geschaffen für die Einweihung der neugebauten Sprungschanze. Ein Pole hat sie projektiert, Stanislav Przestalski. Und er ist es auch, der mit 88 m erster Rekordhalter wird.

Da wird eines Tages ein Sprunglauf mit der deutschen Nationalmannschaft angekündigt. Der polnische Architekt ist von Unruhe gepackt. Ginge es, würde er verschwinden. Er spielt mit dem Gedanken, überlegt, wohin er gehen könne. Doch er zögert zu lange. Plötzlich sind die Deutschen da. Allesamt in der feldgrauen Wehrmachtsuniform.

An der Schanze gibt es die ersten Begegnungen. Lachend stürzt Sepp Weiler, der bekannte deutsche Springer, auf den Polen zu: „Maru . . .!“ Der Name erstirbt ihm auf den Lippen, als sein Gegenüber den Finger an den Mund preßt und mit den Augen um



Schweigen fleht. Einen Augenblick ist der Deutsche bestürzt, dann versteht er. Vor ihm steht der Vizeweltmeister im Skispringen von 1938, Stanislav Marusarz, der hier unter dem Namen Przestalski lebt. Und Sepp Weiler schweigt. Die Nazis haben es nicht vermocht, in ihm den ehrlichen Sportsmann, den Menschen zu töten. An diesem Tag noch erfährt er deshalb die Geschichte des Stanislav Marusarz.

Herbst 1939. Polen ist von den deutschen Faschisten erobert, besetzt. Wie die Vandalen hausen sie in dem fremden Land, überall, auch in Zakopane. Vom ersten Tag an bekommen sie jedoch den entschlossenen Widerstand zu spüren, den ihnen die Bevölkerung entgegensetzt.

Als sich die polnischen Antifaschisten an Stanislav Marusarz wenden und ihn, der die Hohe Tatra wie seine Westentasche kennt, bitten, gefährdete Genossen über die Grenze zu führen, ist er sofort dabei. Erst sind es Gruppen von drei, vier Mann, die er hinüberlotst. Später vergrößern sie sich auf zehn, fünfzehn, zwanzig, dreißig Personen.

Doch bald wird die Gestapo aufmerksam. Stanislav Marusarz aber sammelt Nacht für Nacht weiter seine Gruppen und führt sie sicher aus dem faschistischen Gefängnis hinaus, in das Polen verwandelt worden ist. Bis er eines Tages in eine Falle läuft . . .

Tage später findet er sich zerschunden und blutig geschlagen im berüchtigten Krakauer Zuchthaus Montelupe wieder. Zwei seiner Schwestern und einem Bruder gelang die Flucht. Helena Marusarz jedoch, einst die größte Konkurrentin der deutschen Abfahrtsläuferin Christl Kranz, landet ebenfalls im Zuchthaus, während Maria Marusarz ins Konzentrationslager Ravensbrück verschleppt wird.

Mit 46 Häftlingen ist Stanislav in einer Zelle zusammengepfercht — Arbeiter, Studenten, Bauern, Wissenschaftler, Sportler. Für sie gibt es kein Gericht, das sie anhört, keinen Verteidiger, der sie in Schutz nimmt, kein Urteil, ja, noch nicht mal einen Vollstreckungsbefehl. Für sie gibt es nur eins: die Exekution, den Tod.

Da reift in ihnen ein phantastischer, verzweifelter Gedanke: Flucht!

Flucht — aber wie, womit?

Sie werden streng bewacht. 26 schwerbewaffnete Posten umstehen ihren Bau. Aus den zwei winzigen Zellenfenstern studieren sie tagelang die Gewohnheiten der Posten, die Zeiten der Ablösung, die Rundgänge und Schritte der Wachen, ihre Begegnungspunkte.

In der Morgen- und Abenddämmerung beginnt fortan eine fieberhafte Arbeit. Mit einem Tischbein werden die Gitter der Zellenfenster gelockert. Stanislav Marusarz arbeitet wie ein Besessener. Die Flucht muß gelingen.

Eines Tages werden mehrere Häftlinge zum Arbeitskommando geholt. Sie fahren hinaus und





Illustrationen: Paul Klimpke

müssen Gräber schaufeln, für 46 Menschen. Sie wissen, es ist das eigene Grab, das sie graben. Und sie wissen, wenn sie es jetzt nicht wagen, ist alles verloren.
Keiner schläft in dieser Nacht. Alle hoffen auf das Gelingen der Flucht, doch die wenigsten glauben daran. Daß sie dennoch nichts übereilen und nicht in Panik verfallen, ist der Ruhe von Stanislav Marusarz zuzuschreiben. Es fällt ihm nicht leicht, aber er zwingt sich zu dieser Ruhe. So wie er sich in den Jahren vorher auf den Sprungschanzen der Welt zur Ruhe zwang, wenn es galt, den günstigsten Moment zum Absprung abzupassen.
Vier Uhr morgens. Dem vorher aufgestellten Plan zufolge, zwängt sich Stanislav Marusarz hinter einem kräftig gebauten Offizier der polnischen Armee durch die Gitterstäbe. Schnell windet er sich hinaus. Das aus Bettlaken geknüpfte Seil verschmähend, springt er aus sechs Meter Höhe in den Hof, hastet über das Pflaster, klettert eine Mauer empor – seine Hände greifen in Stacheldraht, klammern sich fest, reißen auf, bluten, brennen wie Feuer...
Mit einem weiten Satz gelangt er auf die Außenmauer und läßt sich von dort auf die Straße fallen. Im Hof wird es mobil. Der Ausbruch ist bemerkt worden. Schüsse krachen, nun auch auf die schon jenseits der Zuchthausmauern befindlichen Häftlinge. Marusarz rennt. Plötzlich am linken Oberschenkel ein stechender Schmerz. Er ist getroffen, hetzt aber dennoch weiter, durch enge Gassen, Parks, die blutverschmierten Hände in den Taschen vergraben.
Stundenlang irrt er umher und kriecht endlich irgendwo am Stadtrand unter. Vier Tage läuft er noch durch die Wälder, ehe er Zakopane erreicht. Doch er kann nicht nach Hause. Es ist zu gefährlich, bei der Mutter Unterschlupf zu suchen. In der Nacht steigt er in den Keller und kritzelt auf einen kleinen Zettel die Worte: „Liebe Mutter! Ich bin frei. Sorge dich nicht. Ich gehe ins Ausland!"
Er steckt den Zettel in das Mundstück einer ausgetretenen Papyrossi und schiebt es unter die Kellertür. Die Mutter wird den Gruß finden. Unmittelbar danach verläßt er Zakopane.
Drei Wochen später meldet er sich beim ungarischen Skiverband als Stanislav Przestalski. In Budapest weiß man, wer sich hinter diesem Namen verbirgt. Verständnisvoll wird ihm geholfen, ein Akt echter Sportfreundschaft in den dunklen Jahren des Faschismus. Das Ende der Nazi-Ära erlebt Stanislav Marusarz in dem kleinen Karpatendörfchen Borsafüred.

1952 begrüßt ihn das neue Deutschland als Mitglied einer der ersten Skispringerdelegationen des neuen Polens in Oberhof und Oberwiesenthal. Und 1961 gehören Soldaten der Nationalen Volksarmee der DDR zu jenen Springern, die seine neuerbaute Große-Krokiew-Schanze anläßlich der I. Winterspartakiade der befreundeten Armeen in Zakopane einweihen. Es sind die Soldaten des neuen, sozialistischen Deutschlands – die Waffenbrüder der Polnischen Volksarmee, die Genossen des Genossen Stanislav Marusarz.

M. S./K. H. F.







NACH DIENST in der BASTELECKE



Schmiermaxe weiß Rat

(auch für Armee-Kraftfahrer)

Für viele ist das „Einmotten" ihrer Fahrzeuge in der kalten Jahreszeit eine Handlung, die sich – wie der Winter selbst – alljährlich wiederholt. Dazu muß allerdings das Fahrzeug nicht nur sauber gewaschen und ordentlich eingesprüht sein, sondern auch so aufgebockt werden, daß kein Rad den Boden berührt. Dadurch werden die Federn entlastet und können sich erholen.
Während beim Motorrad der Kippständer genügt, muß der Wagen mit der Winde hochgehoben und entsprechend unterbaut werden. Am sichersten sind die in Werkstätten verwendeten verstellbaren Stahlböcke. Für den „Hausbedarf", also zum Aufbocken des TRABANT oder WARTBURG, lassen sie sich auch selbst anfertigen.
Beim Schrotthändler finden sich bestimmt passende Rohrstücke mit mindestens 50 mm ⌀ und 3 bis 4 mm Wandstärke. An das Standrohr werden drei Füße angeschweißt; das etwas dünnere Tragrohr erhält einige Bohrungen, um die gewünschte Höhe durch einen Stahlbolzen arretieren zu können. Das Ganze kann natürlich auch aus nur einem Rohr für eine feststehende Höhe gebaut werden (siehe Zeichnung).
Entsprechend zurechtgeschnittene Holzklötze können dem gleichen Zweck dienen, wenn sie genügend standsicher sind. Für den TRABANT zum Beispiel genügen schon drei Klötze, die vor den beiden Hinterrädern unter die Bodengruppe und vorn unter das Knotenblech am Motor (Schlepphakenbefestigung) gelegt werden.

●

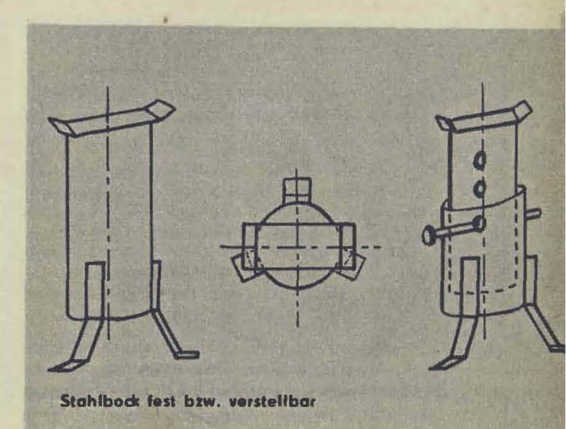
Aus dem über eine längere Zeit hin abgestellten Fahrzeug wird die Batterie zweckmäßigerweise ausgebaut und bei Zimmertemperatur aufbewahrt. In unseren Breitengraden friert die geladene Batterie zwar selbst bei strengstem Frost nicht ein (denn dazu wären fast –60 °C nötig). Mit einem teilweise oder fast ganz entladenen Sammler jedoch kann das schon bei –15 °C oder gar –10 °C geschehen, da durch den Entladezustand die Batteriesäure stark verdünnt ist. Trotzdem sollte man eine ausgebaute Batterie aller sechs Wochen nachladen, um ihre alte Spannkraft zu erhalten.

●

Wer im Winter fährt, ist allerdings gezwungen sich in wesentlich kürzeren Zeitabständen um seine Batterie zu kümmern. In den kurzen und kalten Wintertagen müssen zahlreiche Stromverbraucher häufiger und länger aus ihr gespeist werden, der schwere Kaltstart erschöpft sie oft bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit, und die kurzen Tagfahrten reichen dann nicht mehr aus, sie von der Lichtmaschine ausreichend aufladen zu lassen.
Erforderlich ist deshalb, daß die Batterie immer ausreichend geladen ist. Wenn die Reglerleistung (von einer Fachwerkstatt) nicht mehr höher eingestellt werden kann, muß die Batterie in einer Ladestation nachgeladen werden. Voraussetzung für ausreichende Ladung ist jedoch ein einwandfreier Ladezustand, also genügend Batterieflüssigkeit bis 15 mm über Plattenoberkante.
Kälteschutz kann jedoch auch der Batterie während des Fahrbetriebes nützen, denn die Leistungsfähigkeit einer Batterie nimmt bei Minusgraden rasch ab. Glaswolle hat sich auch hier als ausgezeichneter Kälteschutz erwiesen. Wie man dieses Material um die Batterie hüllen kann, hängt weniger vom bastlerischen Geschick als vielmehr davon ab, wieviel Platz vorhanden ist.

●

Die Kälte läßt übrigens nicht nur manchen Fluch auf den Lippen, sondern auch das Öl im Motorgehäuse erstarren. Wer außer der gut geladenen Batterie nicht auch für einen kräftigen Zünd-



Stahlbock fest bzw. verstellbar

funken zum richtigen Zündzeitpunkt gesorgt hat, kommt ganz schön ins Schwitzen – trotz oder gerade wegen der Kälte! Eine im Wärmewert niedrigere Kerze mit etwas geringerem Elektrodenabstand hilft in den meisten Fällen Startsorgen zu vermeiden.

●

Vermeiden läßt sich auch das Einfrieren der Zylinder-Sicherheitsschlösser, die als Lenker-, Tür- oder Kofferraumschloß eine an sich nützliche Funktion erfüllen. Falls das Eis doch einmal das Schloß blockieren sollte, braucht man nicht unbedingt mit der Lötlampe heranzugehen. In den meisten Fällen hilft viel Puste, die Wärme der Hand oder der am Feuerzeug angeheizte Schlüssel.
Besser jedoch ist es, einige Tropfen des von MINOL neu in sein Handelsprogramm aufgenommenen Silikon-Zylinderschloßöls in das Schloß zu geben. Es verhindert durch sein wasserabweisendes Verhalten das Eindringen von Feuchtigkeit und sichert die Funktion des Schlosses selbst bei extremsten Minusgraden.

●

Daß Minusgrade lustige Eisblumen an die Fenster zaubern, erfreut zumindest die Kinder. An den Scheiben des Wagens unter der Laternengarage sind sie weniger gern gesehen. Zeitungspapier, glatt auf die Windschutzscheibe gelegt und durch die Wischerblätter festgehalten, läßt die undurchsichtige Blumenverzierung nicht entstehen. Ganz findige Leute schneiden sich starkes Packpapier in Scheibengröße und befestigen es – unter den Wischerblättern – mit einem selbstgebastelten Bindfaden-Gummi-Spannband. Das Ganze wird mit kleinen Haken an der Türfassung befestigt.

●

Befestigen sollte man auch unbedingt die Kühlerhauben. TRABANT-Fahrern sei der Hinweis gegeben, nicht nur die beiden Luftlöcher neben den Blinkleuchten, sondern auch das Langloch unter der vorderen Stoßstange mit Pappe oder Dachpappe abzudecken. Das schafft für den luftgekühlten TRABANT-Motor ein ansehnliches Luftpolster und hilft ihm, die Betriebstemperatur sicherer zu erreichen.

●

Noch eins! Im Winter gilt mehr denn je der Grundsatz: „Denk an Frau und Kind, fahre besonders vorsichtig", denn hinter jeder Kurve kann die Straße vereist oder verweht sein. Und Bremswege sind auf trockenem Autobahnbeton nun einmal wesentlich kürzer als auf Eis und Schnee!

– km –

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18x24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1

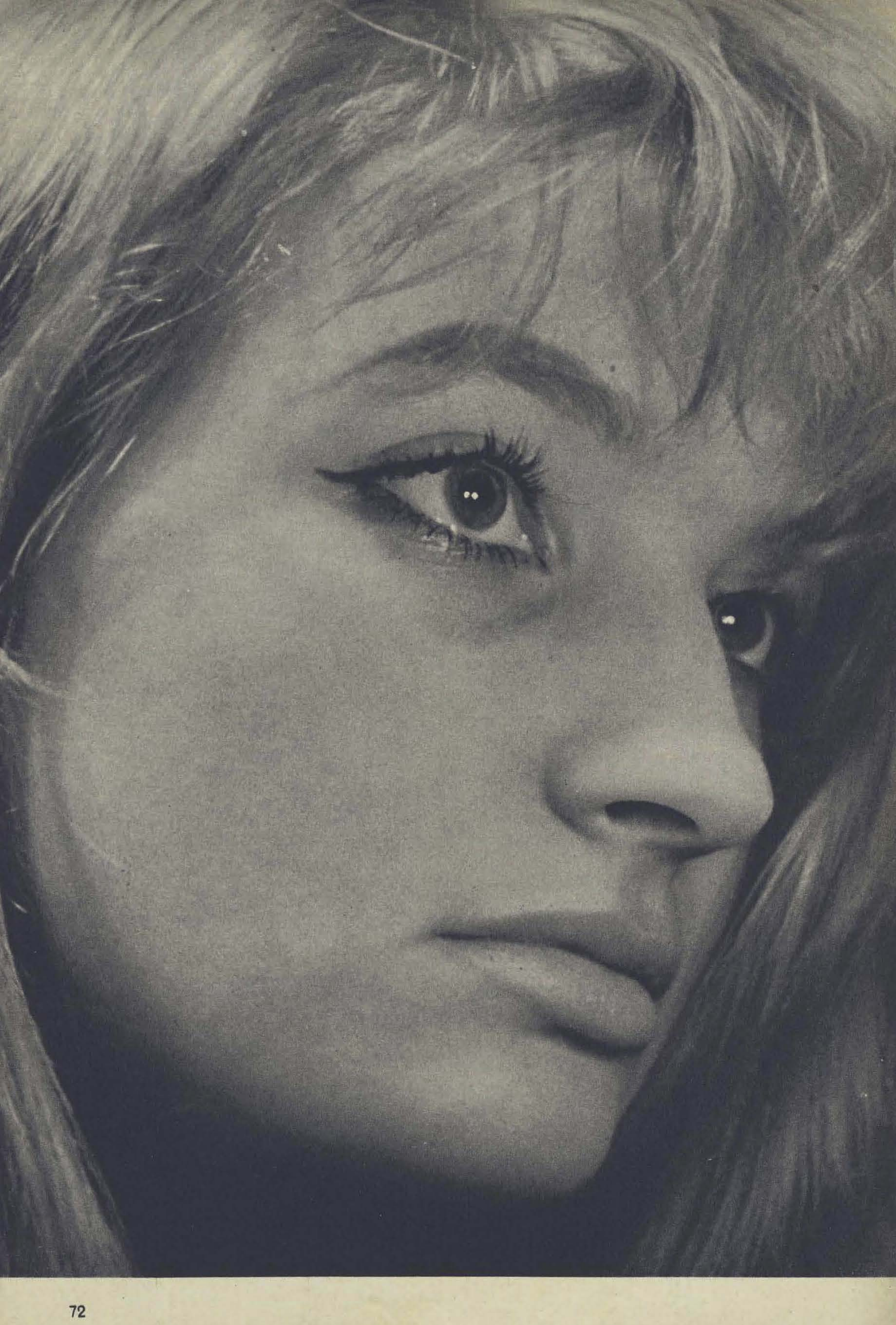


2



3

Das FOTO für Sie 1/1963	BILD 1	BILD 2	BILD 3



Raumflug-Bilanz 1962

**Von Heinz Mielke,
Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft**

Jahr für Jahr mehren sich die Eintragungen in das Tagebuch der Astronautik. Sie werden zahlreicher und bedeutsamer. Waren es 1957, im Jahr der ersten künstlichen Satelliten, nur die Daten, die von den Starts der sowjetischen Sputniks I und II kündeten, so brachten die nächsten Jahre schon eine wahre Lawine an astronautischen Ereignissen. Gegenwärtig ist es praktisch unmöglich, auf knappem Raum jeden einzelnen Start eines astronautischen Flugkörpers näher zu beleuchten. Es bleibt nur noch die Möglichkeit, gewisse allgemeine Tendenzen im Ablauf der Forschungsprogramme aufzuzeigen, wenn die Frage nach dem wissenschaftlichen Fortschritt innerhalb eines Jahres gestellt wird.

Die Raumflugbilanz für 1962 zeigte gegenüber den Vorjahren neue markante Höhepunkte, deren hervorragendste wiederum von der sowjetischen Raumfahrtforschung verbucht werden konnten. Der qualitative Gesamtrückstand der amerikanischen Raumflugtechnik wurde auch weiterhin deutlich sichtbar, obwohl einzelne Unternehmungen, im Sinne des eigenen Programms, als Fortschritte zu werten waren.

Die aufsehenerregende Erfolgsserie der sowjetischen Raumfahrtforschung hatte 1957 und 1958 ihre Höhepunkte in der Entsendung der ersten und massereichsten Meßsatelliten und Raumlaboratorien. 1959 schlossen sich die ersten Vorstöße in den lunaren und interplanetaren Raum, d. h. die Flüge der automatischen Raumsonden der Lunik-Serie, an. Im Jahre 1960 wurde der Erfahrungsbereich mit rückführbaren Raumflugkörpern (Raumschiffe der Tierkabinenserie) erschlossen. 1961 brachte dann den absoluten Höhepunkt mit den Flügen der ersten bemannten Raumschiffe der Wostok-Reihe (Gagarin und Titow). Daneben startete im gleichen Jahr zum erstenmal eine gezielte Planetensonde und zwar in Richtung Venus.

Die sowjetischen Raumflugunternehmungen im Jahre 1962 stellten dann die konsequente und wissenschaftlich folgerichtige Fortsetzung des auch ökonomisch wohldurchdachten Programms zur Erschließung des kosmischen Raumes dar.

Der Standpunkt der sowjetischen Raumfahrtexperten zur Grundrichtung der Entwicklung, ist von ihnen schon mehrfach ausführlich dargelegt worden und kommt auch im Ablauf der Unternehmungen deutlich zum Ausdruck. Sie sind der Ansicht, daß eine wirklich tiefschürfende wissenschaftliche Erschließung des kosmischen Raumes mit den Mitteln der Raumflugtechnik nur dann möglich ist, wenn der Mensch selbst an den Flügen in den Raum oder zu fremden Himmelskörpern teilnimmt. Erst die unmittelbare Beteiligung des schöpferischen Bewußtseins von wissenschaftlich hervorragend gebildeten Menschen wird zu den absoluten Höhepunkten der Astronautik führen. Das Programm der sowjetischen Raumfahrtforschung ist daher ganz besonders zielstrebig auf die perfekte Beherrschung des bemannten Weltraumfluges ausgerichtet.

Der bemannte Flug in die Tiefen des kosmischen Raumes und zu fremden Gestirnen ist aber nicht nur das höchste Ziel der Astronautik, er ist auch das vielleicht komplizierteste und abenteuerlichste Unternehmen, vor das sich die Wissenschaft jemals gestellt sah. Neben der Lösung rein technischer Probleme steht dabei vor allem, als große Unbekannte, die Frage nach den zahlreichen lebensfeindlichen Bedingungen und Einflüssen des kosmischen Raums im Vordergrund. Zukünftige Weltraum-„Fernfahrer" zuverlässig davor zu schützen, setzt umfassende Kenntnisse in dieser Richtung voraus. Darum werden auch die gegenwärtigen und zukünftigen Schritte zur Erprobung von bemannten Raumschiffen immer wieder von Experimenten mit unbemannten automatischen Satelliten und Raumsonden begleitet sein müssen.

Ein Musterbeispiel dafür war das sowjetische Raumflugprogramm 1962. Vielen Menschen erschien es zunächst fast wie ein Rückschritt, als nach den sensationellen Flügen der ersten „Wostok"-Raumschiffe 1961, am 16. März 1962 „nur" der Start des ersten unbemannten Meßsatelliten einer neuen Serie, „Kosmos I", bekanntgegeben wurde. Schon am 6. April folgte dann „Kosmos II"; knapp drei Wochen später „Kosmos III", und bis zum 20. Oktober waren es dann schon insgesamt 11 Satelliten dieser Reihe! Eine ähnlich dichte

Versuchsreihe wissenschaftlicher Satelliten von vergleichbarer Art haben die USA bisher nicht aufzuweisen. Die Verlautbarungen über die Aufgaben der Kosmos-Satelliten verdeutlichten klar ihre große Bedeutung. Es ging um eine umfassende physikalische Strukturanalyse, vor allem der Strahlungsverhältnisse, im erdnahen kosmischen Raum. Ohne deren gründliche Kenntnis schien es unverantwortlich, ausgedehnte bemannte Raumflüge zu planen.

Die Auswertung der mit „Kosmos I – VII" erzielten Messungen bildete dann unzweifelhaft eine der wichtigsten Voraussetzungen für den astronautischen Höhepunkt des Jahres 1962, nämlich für den Doppelflug der sowjetischen Raumschiffe „Wostok III" und „IV" vom 11. bzw. 12. bis zum 15. August. Die Kosmonauten Nikolajew und Popowitsch konnten einfach nur deswegen für vier bzw. drei Tage in eine Satellitenumlaufbahn geschickt werden, weil die vorangegangenen Untersuchungen eine Strahlungsgefährdung nicht wahrscheinlich machten. Die bei diesen Wostok-Flügen gesammelten wissenschaftlichen Erfahrungen, vor allem in raumfahrtphysiologischer Hinsicht, müssen hoch eingeschätzt werden. Daneben stellte dieses Flugunternehmen, der Doppelflug zweier Raumschiffe in angenähert räumlich ähnlichen Umlaufbahnen, einen ersten Schritt auf dem Erfahrungsweg zur Rendezvoustechnik dar. Die Beherrschung der Rendezvoustechnik wird, ob auf einer erdnahen Umlaufbahn oder am bzw. auf dem Mond praktiziert, den Schlüssel für die gesamte weitere Entwicklung der Astronautik darstellen.

Dem sowjetischen Raumfahrtprogramm gegenüber zeigte das amerikanische im Jahre 1962 die gleiche Zerissenheit und darum nur geringe Fortschritte, wie sie auch schon für die vorangegangenen Jahre charakteristisch waren. Die Gründe dafür sind ebenfalls dieselben geblieben: Zurückbleiben in der Ausbildung wissenschaftlicher Kader, Interessen- und Machtkämpfe bei der Profitjagd kapitalistischer Luft- und Raumfahrtkonzerne. Trotz der Mehrgleisigkeit bei rein militärischen Raumfahrtexperimenten – immerhin wurden in der Zeit vom 7. März bis zum 9. Oktober von der Luftwaffe sieben Geheimsatelliten gestartet, von denen nicht einmal für die nationalen Bahnüberwachungszentren Angaben erhältlich waren – konnte die amerikanische Raumfahrtbehörde (NASA) wenigstens zu einigen Erfolgen kommen. So gelangen im Rahmen des Projektes „Mercury" die ersten Satellitenflüge mit den Piloten Glenn (3 Umläufe), Carpenter (3 Umläufe) und Schirra (6 Umläufe). Nikolajew und Popowitsch brachten es dagegen auf 64 bzw. 48 Umläufe! Gerade in der zeitlichen Ausdehnung eines bemannten Raumfluges liegt aber sowohl das Maß für den gewonnenen Erfahrungsschatz, als auch für den Stand der technischen Entwicklungen.

Im Bereich der unbemannten Satelliten und Raumsonden setzten die USA ihre Serie der „Explorer" und „Tiros"-Wettersatelliten mit einigen Starts fort. Neu waren die Versuche mit dem ersten Spezialsatelliten für Sonnenbeobachtung „OSO-1" und dem aktiven, im Dezember ausgefallenen Fernseh-Relaissatelliten „Telstar". Letzterer war jedoch im Sinne der wissenschaftlichen Raumfahrt kaum von Bedeutung, da er als Eigentum der privatkapitalistischen (!) Nachrichtenindustrie ausschließlich ein Instrument des Profitstrebens war. Mit ihren Mondsonden vom „Ranger"-Typ hatten die USA 1962 praktisch nur Mißerfolge. Auch der am 18. Oktober gestartete „Ranger V" zeigte wie sein Vorgänger entscheidende Bahnabweichungen, so daß das Vorhaben, eine Instrumentenkapsel auf den Mond zu bringen, mißlang. Aussichtsreicher ist dagegen, nach anfänglichen großen Schwierigkeiten, der Flug der amerikanischen Venussonde „Mariner II" verlaufen. Am 27. August gestartet, eineinhalb Jahre nach der sowjetischen Venussonde, flog sie am 14. Dezember etwa in 35 000 km Entfernung am Planeten Venus vorüber und stellte Untersuchungen im Infrarot- und Mikrowellenbereich an.

Die Spitzenleistung im Bereich unbemannter Planetensonden vollbrachten für 1962 jedoch wiederum die Raumfahrtexperten der Sowjetunion. Am 2. November starteten sie, unter Einschaltung einer Satelliten- Zwischenbahn, die erste gezielte Marssonde in der Geschichte der Raumfahrt. „Mars I" war zugleich, mit angenähert einer Tonne wissenschaftlicher Nutzmasse, die bisher massereichste Planetensonde überhaupt. Nach 7 Monaten reiner Flugzeit wird dieser Raumflugkörper den Nahbereich des geheimnisvollen Nachbarplaneten erreichen. Neben der Gewinnung neuer wichtiger Daten über die physikalischen Verhältnisse im interplanetaren Raum, wird dieses Experiment vor allem dem Versuch dienen, die Übermittlung von Funksignalen über Entfernungen von mehreren hundert Millionen Kilometern zu erproben. Besonders gespannt darf man aber darauf sein, ob auf diesem Wege auch die Übermittlung von Bildfunksignalen möglich ist, da „Mars I" auch ähnliche Apparaturen an Bord hat wie Lunik III, und der Versuch gemacht werden soll, den Planeten beim Vorbeiflug zu fotografieren.



Wie hieß denn DER?

Über das Schicksal des charmant-unkomplizierten Mädchens Bersagliera gibt es mehrere Filme. Nun dürfen Sie sich, liebe Filmfreunde, den Kopf darüber zerbrechen, in welchem Streifen sich die um ihren guten Ruf Bedachte als ein wahrer Weibsteufel entpuppt (unser Szenenfoto). Schreiben Sie uns den Filmtitel auf eine Postkarte (Kennmarke rechts unten nicht vergessen) bis zum 1. Februar 1963 (Datum des Poststempels).

SIE KÖNNEN GEWINNEN:

1. **1 Jahrgang Progress-Filmprogramme 1961 in zwei Sammelmappen und das Szenenfoto im Format 24 × 30 cm.**
2. **1 Progress-Spielfilmkatalog, illustriert. Jahrgang 1961, und 10 Künstlerfotos.**
3. **25 Fotos bekannter Filmkünstler.**

Die richtige Lösung unseres Dezember-Rätsels hieß „Djamila".

Die Gewinner unseres November-Rätsels sind:

1. Hans Triller, Klebitz
2. Gefreiter Frank Viertel, Magdeburg
3. Offiziersschüler Siegfried Clauß, Dessau

Mit „Gut Film". Ihre „Armee-Rundschau".



in Druck auf den Anlasser – der Motor springt sofort an. Gefreiter Rudi Schindler, der Kraftfahrer neben mir, tritt die Kupplung, legt den Gang 'rein und gibt Gas, Er macht seine Arbeit fast mechanisch, stelle ich fest.

Beim Offizier vom Parkdienst halten wir kurz an. Wir melden uns ab. Unser Ziel ist die neue Kfz.-Lehrbahn des Truppenteils Ludwig, die irgendwo am Rande der Garnisonstadt entsteht. „Sie hat es in sich, wenn sie fertig ist“, sagt mir der Fahrer, während er den Wagen am TKP wieder ausrollen läßt. Der Kommandeur hat befohlen, ihn zeitweilig wieder einzurichten, damit alle das Objekt verlassenden Fahrzeuge noch einmal auf ihre Betriebs- und Verkehrssicherheit überprüft werden.

Der Fahrer hofft, anstandslos passieren zu können. Doch Oberfeldwebel Kapittke, der heute hier Dienst hat, schenkt niemandem blindes Vertrauen. Kontrolle ist besser, meint er, und nimmt unseren braven H3A kritisch unter die Lupe. Und siehe da, trotz seiner vermeintlich guten Vorbereitung auf die Fahrt muß Gefreiter Schindler Bremsflüssigkeit nachfüllen und den Keilriemen der Lichtmaschine nachspannen.

Geringfügig? Nur Kleinigkeiten? Weit gefehlt! Der Oberfeldwebel meint: „Da gab es noch ganz andere Sachen. Vorgestern erst mußte ich einen K 30 zurückschicken, weil Radmuttern lose waren. Was wäre passiert, wenn der unterwegs ein Rad verloren hätte? Manche Fahrer wissen gar nicht, welche große Verantwortung sie für Mensch und Technik zu tragen haben.“

Der Oberfeldwebel gehört der Partei der Arbeiterklasse an. Er zeichnet sich durch Pflichtbewußtsein, Verantwortungsgefühl und hohes fachliches Können aus. Nicht zuletzt deswegen macht er vorübergehend Dienst am TKP. Sein scharfes Auge wird von den Fahrern allgemein gefürchtet. Mit Recht, muß ich sagen; denn seit er dort seinen Dienst versieht, fallen keine Fahrzeuge mehr wegen technischer Mängel aus. Bedarf es eines besseren Beweises, daß der Befehl des Kommandeurs, den TKP zeitweilig wieder einzurichten, erzieherisch richtig war?

Als Hauptursache für Verkehrsunfälle betrachtet Oberfeldwebel Kapittke die manchmal mangelhafte Ausbildung der Kraftfahrer. „Viele sind mehr oder weniger nur Wagenlenker, aber noch keine richtigen Militärkraftfahrer.“ Und gleich hat er eine Reihe Beispiele aus den letzten Monaten zur Hand. Da genehmigten Kfz.-Gruppenführer und in einigen Fällen auch technische Offiziere Fahrten, ohne das Fahrzeug gründlich kontrolliert zu haben. Mußte ein Fahrer seinen bei einer Übung festgefahrenen Wagen herausspillen, beherrschte er manchmal nicht die einfachsten Hebelgesetze. Kfz.-Gruppenführer wie die Unteroffiziere Wappler und Schön meinten, mit einer halben Seite Konspekt könnten sie erfolgreich vier Stunden Ausbildung durchführen.

Das sind natürlich ernste Dinge, die Genosse Kapittke mir erzählt. Aber gibt es nicht Mittel und Wege, um diesen Zustand zu überwinden? Gibt es, beruhigt mich der Oberfeldwebel. Die Partei ging auch hierbei führend voran und wirkte in allen Einheiten darauf ein, das Verantwortungsbewußtsein besonders der Kfz.-Gruppenführer zu heben. So wurde zum Beispiel dem Kfz.-Gruppenführer Unteroffizier Galle bei der letzten Übung ein konkreter Aufgabenbereich übertragen, für den er persönlich verantwortlich war. Er hat seine Arbeit vorbildlich verrichtet.

Oberfeldwebel Kapittke will mir noch mehr Beispiele dieser Art erzählen, aber es bleibt keine Zeit für lange Gespräche. Nach etwa 20 Minuten hat Gefreiter Schindler die Mängel beseitigt.

Die Kfz.-Lehrbahn befindet sich am Ufer eines Flusses. Beim ersten Anblick meine ich, ein wildes Durcheinander schwarz-weiß gestrichener Pfähle vor mir zu haben. Als ich jedoch näher trete, entpuppt sich das Ganze als ein wohlgeordnetes und gründlich durchdachtes System. An die 50 Teilstrecken und Hindernisse sind auf einer Fläche von etwa 600 m Länge und knapp 200 m Breite sinnvoll aneinandergereiht. Das



Besser fährt, wer's gut gelehrt

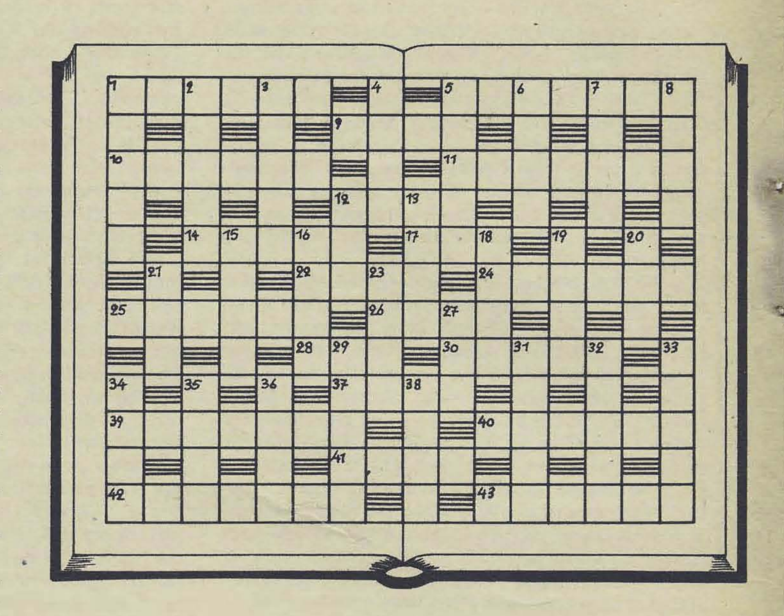


Flußufer ermöglicht es, daß diese Lehrbahn auch für Schwimmfahrzeuge verwendet werden kann.
Da fällt mir wieder ein, was mir Hauptmann Rolle, der technische Offizier des Truppenteils, vorher gesagt hatte: „Eigentlich sollten wir die Lehrbahn nach einem Schema bauen, das wir von der Kfz.-Schule bekommen hatten. Das genügte uns aber nicht. Wir berieten deshalb gründlich darüber und beschlossen eine Lehrbahn zu schaffen, die mehr dem Charakter unseres Truppenteils entspricht. Dabei gingen wir davon aus, was die Fahrer nach unseren eigenen Erfahrungen brauchen, was wir sie also in der Ausbildung lehren müssen."
Welche Teilstrecken und Hindernisse sind es nun aber, die diese Lehrbahn von der Fahrschulstrecke althergebrachten Typs unterscheidet? Gefreiter Schindler zeigt sie mir. Da ist das Sumpfloch mit der daran anschließenden Spillstrecke. Dort sind Steilhang, Sturzacker, Sandstrecke und Knüppelteppich. Auch Durchfahrten durch Gassen von Minenfeldern, Drahtsperren und Baumstubben sind neu. Die Stufenstrecke ist, wie einige andere Hindernisse, speziell dafür angelegt, um den Kraftfahrern die Leistungsfähigkeit ihrer Kraftfahrzeuge praktisch vorführen zu können.
„Auf dieser Bahn", sagt Gefreiter Schindler, „lernt man wenigstens alles, was man braucht."
Probehalber lasse ich den Gefreiten ein paar Teilstrecken abfahren, u. a. auch eine Schrägfahrstrecke. Etwa 15 Grad beträgt ihre Neigung. Da es vorher etwas geregnet hatte, ist der lehmige Boden glatt wie Schmierseife. Der Fahrer hat alle Mühe, um mit dem LKW nicht abzurutschen. Ein Beweis mehr, daß diese Kfz.-Lehrbahn ein gutes Prüffeld für Soldaten ist, die qualifizierte Militärkraftfahrer werden wollen.
Zurückgekehrt in die Kaserne spreche ich mit Hauptmann Rolle darüber, wieviel Fleiß und Schweiß in dieser Lehrbahn stecken mögen. Er hat die Tausende Arbeitsstunden noch nicht zusammengerechnet. Auf alle Fälle aber lohnt der Aufwand die Mühe. Sie wird sich auszahlen in einer gründlicheren Ausbildung der Kraftfahrer, in einer höheren Gefechtsbereitschaft.
Aber was ist außerdem noch vorgesehen, um die Ausbildung der Kraftfahrer zu verbessern?
„Was die Lehrbasis betrifft", sagt Hauptmann Rolle, „so haben wir auch die Lehrklassen umgestaltet. Und zwar nach dem Grundsatz, daß der Soldat beim Unterricht nur das sieht, was gerade behandelt wird. Das heißt, daß die vielen Lehrtafeln und Schnittmodelle, die bisher die Aufmerksamkeit ablenkten, verschwinden bzw. abgedeckt werden."
Weiterhin will er ein Vorführgerät beschaffen. „Eine Lehrtafel ist natürlich eine gute Sache", meint Genosse Rolle. „Aber sie kann nicht einprägsam genug zeigen, wie zum Beispiel das Entlüften der Bremsen beim LO 1800 vor sich geht. Lichtbildreihen sind dazu besser geeignet. Ebenso wollen wir auch Tonbänder mit wichtigen kfz.-technischen Vorträgen anfertigen, um damit das persönliche Studium unserer Fahrer zu unterstützen."
„Ja, aber was nützt das alles, wenn die Ausbilder, ich meine vor allem die Kfz.-Gruppenführer . . ." Genosse Rolle versteht sofort, wohin ich mit dieser Frage will. Die gründliche Ausbildung der Fahrer, dessen ist er sich voll bewußt, hängt natürlich wesentlich von der weiteren Qualifizierung der Ausbilder ab. Dazu hat der Kommandeur konkrete Maßnahmen befohlen.
So sind die instruktiv-methodische Ausbildung und das persönliche Studium der Kfz.-Gruppenführer in diesem Jahre darauf gerichtet, die Fahrlehrerqualifikation zu erwerben. Alle technischen Offiziere sind verpflichtet, sich bis zum 30. Mai 1963 zu Hilfskraftfahrsachverständigen zu qualifizieren. Das Programm sieht u. a. vor, daß jeder dieser Genossen zu den einzelnen Themen Belegarbeiten abzugeben hat. Damit soll überprüft werden, wieweit sie den Stoff beherrschen. Darüber hinaus nehmen die technischen Offiziere Hauptmann Gehre und Oberleutnant Witt an der Abendschule bzw. am Fernstudium teil. Für nächstes Jahr sind dafür schon jetzt weitere Genossen vorgesehen.
Ob das ausreicht? „Keineswegs", meint Hauptmann Rolle. „Zusätzlich werden wir mit Hilfe der FDJ in allen Einheiten auch wieder Freizeitzirkel für alle Kraftfahrer schaffen. Wir hatten voriges Jahr solche Zirkel für Mathematik, Chemie, Physik u. a. und haben damit gute Erfahrungen gemacht. Ebenso wird unser Verkehrserziehungskollektiv seine Arbeit verstärken. Aber den entscheidenden Einfluß auf die Ausbildung unserer Fahrer üben doch die Ausbilder aus. Deshalb haben wir während der Vorbereitungen zum VI. Parteitag bei ihnen den Hebel angesetzt, um damit eine wichtige Voraussetzung zu schaffen, daß wir die großen Aufgaben des neuen Ausbildungsjahres mit maximalen Erfolgen lösen können." *Rolf Dressel*

Bild links außen: Am TKP. Oberfeldwebel Kapittke prüft unseren braven H3A. auf Herz und Nieren. Hier kontrolliert er den Ölstand.

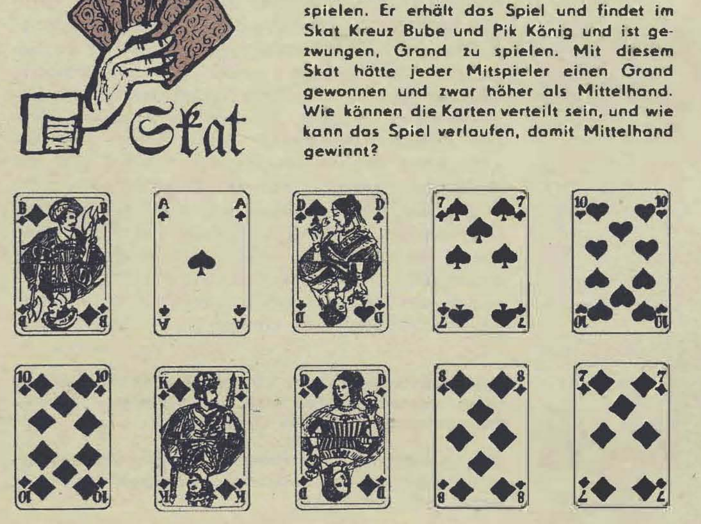
◂ Bei glitschigem Lehmboden ist die Schrägfahrstrecke mit 15 Grad Neigung ein doppelt schwer zu nehmendes Hindernis.

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. bedeutender deutscher Schriftsteller, ehem. Hamburger Dreher, 5. deutsche Schriftstellerin, 9. deutscher Lyriker (Filmdrehbuch „Hexen"), 10. Roman von Lion Feuchtwanger 11. Roman von 5 waagerecht, 12. Stadt in der Grusin. SSR, 14. schrieb „Staat und Revolution", 17. Nebenfluß des Neckars, 22. Schöpfer des „Max und Moritz", 24. Märchenepos von Wieland, 25. Felsen des Elbsandsteingebirges, 26. engl. Schulstadt, 28. Fluß in Polen, 30. Autor des „Robinson Crusoe", 37. Sprengkörper, 39. deutscher Publizist und Schriftsteller („Die Gronauer Akten"), 40. schöner Jüngling der griech. Sage, 41. Titelgestalt bei Schiller, 42. Autor des Romans „Anna Karenina", 43. preuß. Artillerieleutnant, der wegen seiner sozialist. Überzeugung aus der Armee entlassen wurde, Mitgl. des „Bundes der Kommunisten".

Senkrecht: 1. meisterhafter Schilderer des Lebens der Tiere, 2. frz. Karikaturist, 3. Nachtvogel (Mz.), 4. frz. Schriftsteller („Die Elenden"), 5. glänzendes Textilgewebe, 6. deutscher Schriftsteller („Wir sind Gefangene"), 7. Figur aus „Lohengrin", 8. Wortgefüge, 12. Antilopenart, 13. juristischer Begriff, 15. Angehöriger einer Sowjetrepublik, 16. Storchenvogel, 18. Gebietsstreifen, 19. Einspruchsformel, 20. amerik. Dichter (1809–1849), 21. Spezialgeschütz, 23. Gestalt aus „Wallenstein", 27. Gedichtform, 29. ital. Geigenbauer, 31. sowj. Schriftsteller, Vorsitzender der Gesellschaft für Sowjetisch-Deutsche Freundschaft, 32. Roman von G. Nikolajewa, 33. Erzähler von Weltgeltung („Der Steppenwolf"), 34. Kartenspiel, 35. Gebirge in der Sowjetunion, 36. eine der Gezeiten, 38. deutscher Schriftsteller („Der Junge aus dem Hinterhaus").

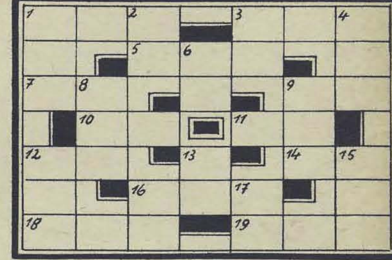


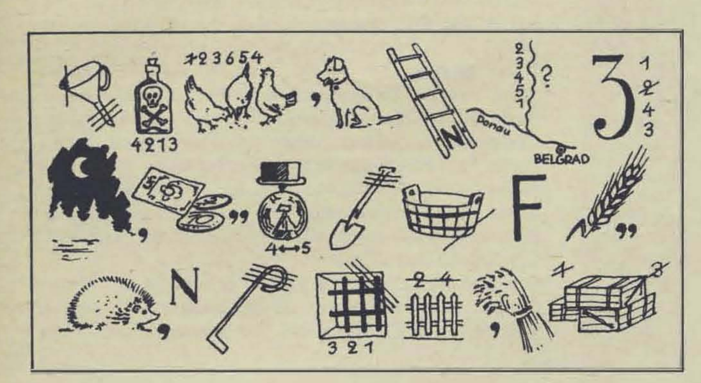
Mittelhand hat mit abgebildetem Blatt bis 36 gereizt, in der Absicht, Karo ohne 3 zu spielen. Er erhält das Spiel und findet im Skat Kreuz Bube und Pik König und ist gezwungen, Grand zu spielen. Mit diesem Skat hätte jeder Mitspieler einen Grand gewonnen und zwar höher als Mittelhand. Wie können die Karten verteilt sein, und wie kann das Spiel verlaufen, damit Mittelhand gewinnt?

SILBEN-KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. sowj. Staatsmann, 3. Abzeichen an Mützen, 5. eine der ältesten Formen des Kunsthandwerks, 7. Geburtsort Fr. Engels, 9. Telegraphenschlüssel, 10. größter Strom Westafrikas, 11. Insel der Republik Indonesien, 12. Sinnesorgan, 14. guter Segelwind, 16. Bestandteil der Erdrinde, 18. Dichter der frz. Klassik, 19. Erläuterung auf Landkarten.

Senkrecht: 1. Maßeinheit des Schalldrucks, 2. hervorrag. ASK-Leichtathlet, 3. Kunst, das Heitere darzustellen, 4. Zeitraum, 6. Führer eines Kosaken- und Bauernaufstandes, 8. Eisenrostschutzanstrich, 9. Vogel des trop. Amerika, 12. berühmter sowj. Kreuzer, 13. Teil des Panzers, 15. Maßeinheit der Zeit, 16. Sprengkörper, 17. Wasservogel.

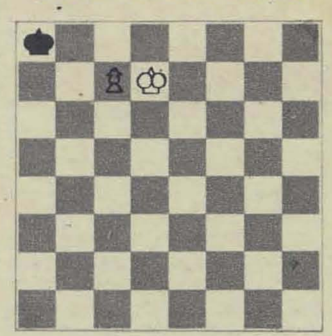




BILDERRÄTSEL

Die Lösung ergibt einen Ausspruch W. Ulbrichts, den Armeegeneral Hoffmann den ersten Absolventen der Militärakademie „Friedrich Engels" bei ihrer Verabschiedung mit auf den Weg gab.

SCHACHAUFGABE



Matt in 3 Zügen

Ein ganz einfaches Beispiel für eine typische Mattführung. Verfasser: R. Steinweg.

Stellungsbild Weiß: Kd7, Bc7 (zwei Steine).
Schwarz: Ka8 (ein Stein).

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben ab – ab – ber – bre – cher – chlor – chung – del – di – eln – eis – erd – fan – ge – gel – he – hut – i – il – in – in – is – ja – ju – kalk – ke – krei – kreis – la – lung – ma – mei – na – nach – nal – nen – no – o – on – op – pe – pen – ra – re – re – rei – richt – rie – schi – schin – ser – ser – si – sporn – stand – ster – sti – streu – sung – te – tei – ten – ter – ter – tes – ti – tit – tri – trup – un – ung – va – ve – ver – vol – wehr – wei – wes – wo sind 26 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben ein Sprichwort; das die verantwortungsvolle Arbeit der Pioniere besonders deutlich macht. (ch = ein Buchstabe)

1. Zieleinrichtung, 2. Teil der Lafette, 3. Antreteordnung, 4. Luntenschloßgewehr, 5. bewegl. Sperrenmittel, 6. Dienstgrad bei der Volksmarine, 7. Organ der Marschsicherung, 8. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 9. Isolierung einer gegnerischen Truppe, 10. optisches Gerät der Artillerie, 11. sowj. Tageszeitung, 12. Handfeuerwaffe, 13. Element der Gefechtsordnung, 14. ASK-Schwimmer, 15. ballist. Erscheinung, 16. feindl. Einfall, 17. Entgiftungsstoff, 18. sowj. Nachrichtenagentur, 19. Befestigungsanlage, 20. wichtigster Teil der Sowjetarmee, 21. Spezialschiff, 22. Waffengattung, 23. Winkel zwischen Magnetisch Nord und Gitter-Nord, 24. autom. Feuerwaffe, 25. Einheit der Artillerie, 26. neuartige Lichtquelle.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 12/1962

SKAT. Liebe Rätselfreunde, durch den Abdruck zweier falscher Karten hat sich in die Skataufgabe unseres Dezemberheftes bedauerlicherweise ein Fehler eingeschlichen. Mittelhand besitzt nicht Pik 10 und 7 (diese beiden Karten liegen im Skat), sondern Herz 10 und 7. Wir bitten Sie, diesen Fehler zu entschuldigen.
Auflösung: Kartenverteilung: Vorderhand: Kreuz Bube; Kreuz König; Pik König; Karo As, 10, König, Dame, 9, 8, 7.
Hinterhand: Pik Bube; Kreuz As; Pik As, Dame, 9, 8; Herz König, Dame, 9, 8.

SPIELVERLAUF:
1. V: Karo As, M: Kreuz 10, H: Kreuz As; 2. H: Herz König, V: Kreuz König, M: Herz 7; 3. V: Karo 10, M: Karo Bube, H: Pik Bube; 4. H: Herz Dame, V: Kreuz Bube, M: Herz 10; Die nächsten 6 Stiche erhält alle Mittelhand, jedoch besitzen die Gegenspieler zu diesem Zeitpunkt bereits 69 Augen.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Moskau, 5. Rwanda, 8. Poller, 9. Swesda, 10. Uri, 12. Bek, 14. Ghana, 16. KWK, 18. Ufa, 20. Speer, 23. San, 26. Arm, 28. Schehr, 29. Armada; 30. Skiros, 31. Lingen.
Senkrecht: 2. Opole, 3. Kola, 4. Unruh, 5. Rasin, 6. Axel, 7. Dudow, 11. Rapier, 12. Baku, 13. Kuba; 14. Glas, 15. Auer, 16. Kris, 17. Korn, 19. Fučik; 21. Paris, 22. Email, 24. André, 25. Wehr, 27. Oman.

SCHÜTTELRÄTSEL: Raum, Otto, Tank, Esel, Stab, Furt, Eisen, Lager, Dame, Pak, Ober, Ster, Tor, Alge, Marsch, Tula – „Rotes Feldpostamt"

NEUER ANFANG: Kalaschnikow

WABENLEISTE: 1. Graben, 2. Aragon, 3. Logger, 4. Dreyse, 5. Kessel, 6. Sessel; 7. Sender, 8. Parade, 9. Rakete, 10. Flinte.

BILDERRÄTSEL: „Der Frieden wird über den deutschen Militarismus siegen."

FÜLLRÄTSEL: 1. Kommando, 2. Kallwitz, 3. Tuschino, 4. Sachalin, 5. Bordeaux, 6. Kalender, 7. Tiefflug, 8. Godthaab. „Koshedub"

SCHACH: Weiß: Ke1, Dd5, Lf8, Bg7; Schwarz: Ke8. Verfasser: W. A. Shinkman. 1. g7–g8L!, bei der Umwandlung des Bauern in eine Dame stände Schwarz patt und die Partie wäre remis. Auf den Textzug folgt 1. . . . Kf8; 2. Df7 matt.



HEFT 1
JANUAR 1963
PREIS DM 1,-

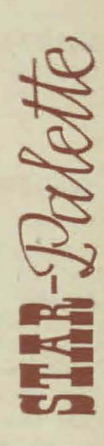
1 AR fragt für Sie
2 Postsack
4 Fläminger Geschichten
7 Wenn die MiG vom Himmel stößt
11 Lachen nicht verboten
14 Ein Stern auf krummen Touren
16 Der Motor des 20. Jahrhunderts?
19 DDR – unser Vaterland
21 Baseball si, Schwimmen no?
23 Männer an der „Spritze"
28 Die aktuelle Umfrage
32 Militärtechnische Umschau
34 Auf eigenen Füßen
36 Soldaten schreiben für Soldaten
39 Brigit macht mit!
42 Der fliegende Kreisel
44 Verspätete Geburtswehen
47 Kommandeur künftiger Kommandeure
48 Die Schlacht an der Newa
53 Bist du im Bilde?
55 Aus der Bücherkiste
59 Lauter unlautere Fälle
62 Dürfen wir vorstellen ...
63 Mi-4 „Mädchen für alles"
66 ... alias Przestalski
70 Nach Dienst in der Bastelecke
71 Das Foto für Sie
73 Raumflugbilanz 1962
75 Wie hieß denn der?
76 Besser fährt, wem 's gut gelehrt

„Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten · Chefredakteur Manfred Berghold – Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postfach 7986 · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post – Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Zur Zeit gültige Anzeigenliste Nr. 3 · Anzeigenannahme: Josef Weber, Erfurt, Clara-Zetkin-Straße 48 und alle Betriebe der DEWAG; Anzeigenverwaltung: Deutscher Militärverlag · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 13. Dezember 1962.

Fotos: Gebauer (24), Titel, Rücktitel, S. 7, 8, 9, 10, 39, 40, 41, 54, 63, 64, 65; Privat (1) S. 1; Zentralbild (1) S. 14; Ittenbach (1) S. 18; Bach (2) S. 21, 62; Völker (6) S. 23, 24, 25, 27; Zern (1) S. 26; Löwesson (1) S. 29; Militär-Bild-Dienst (5) S. 31, 58, 71; Labik (2) S. 34; Weiß (5) S. 44, 45, 46; Spisla (1) S. 62; Heyde (1) S. 72; Salomon (2) S. 76, 77; Archiv (13) S. 32, 33, 53, 54, 56, 75.

TITELBILD: Grenzsoldaten am Brocken, hier die Genossen Lubomirski und Klie beim Anmarsch ins Postengebiet. Im Winter wäre der Dienst an der Staatsgrenze ohne Schier undenkbar – auch wenn man sie mal schultern muß.



Über Nacht wird das blonde Fotomodell Susan in einen Konflikt gestürzt, weil sie ohne Zaudern zu ihrem Geliebten Pit Nordfors hält. Sie folgt ihm bis in das von eisigen Winden durchzogene Cockpit einer schwerbeschädigten Verkehrsmaschine...
Nicht gerade über Nacht, doch für sie unerwartet, wird aus der Dramaturgieassistentin Beate Hanspach eine Hauptdarstellerin des Fernsehfilms „Tempel des Satans", eben das Fotomodell Susan. Nach 30 vergeblichen Probeaufnahmen für diese Rolle machte Regisseur Leopold einige mit seiner Dramaturgieassistentin – und die Darstellerin war gefunden. Daß seine Wahl glücklich war, bestätigt der Erfolg des Films.
Die Handlung jagt von einem dramatischen Höhepunkt zum anderen. Mitgerissen von diesem Tempo, glaubte Beate oft, die Szenen seien Wirklichkeit. Kein Wunder, stand sie doch mit Öl bespritzt, mit Wasser übergossen im Sog der Windmaschinen. Ohrenbetäubender Lärm gesellte sich dazu, so daß sie den Text fast schreiend sprechen mußte. Zu dieser physischen Belastung mußten die Schauspieler noch ihr ganzes Können aufbieten, denn nicht eine Minute lang wurde „echt" mit einem richtigen Flugzeug geflogen.



Wenn sie auch bis auf die Haut durchnäßt, beschmutzt und immer wieder die Kleider wechselnd arbeiten mußte, war dieser Film Beates stärkstes Fernseherlebnis. Jedoch war es nicht das erste.

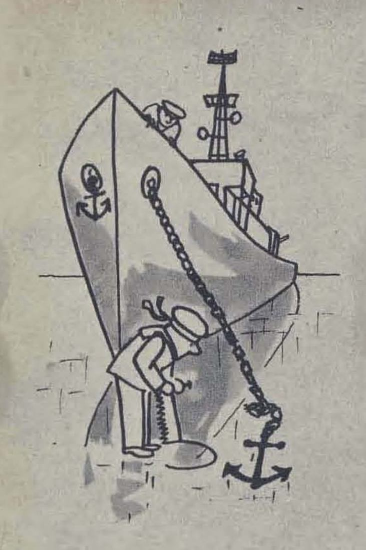
Als Ansagerin gab sie 1960 im Jugendfernsehen ihr Debüt. Daß sie auch als Autorin der Jugendredaktion arbeitet, ist wahrscheinlich weniger bekannt. Mit ihrem Mann schrieb sie die Sendung „Das Urteil fällst du!"

Auch die DEFA wurde auf sie aufmerksam und holte Beate vor die Babelsberger Kameras. In dem Film „Die schwarze Galeere" spielte sie die weibliche Hauptrolle.

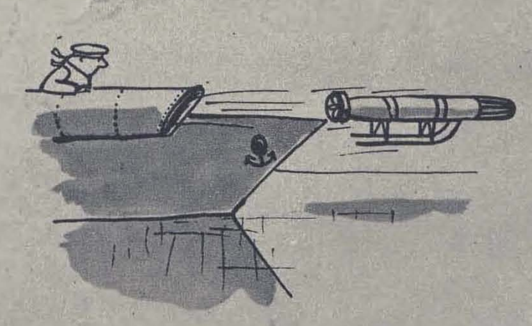
Ein vielseitiges Talent? In der Tat, doch Beate meint: „Können kommt nicht über Nacht!" – und nimmt im Nachwuchsstudio des Fernsehfunks Schauspielunterricht.

Wenn nicht gespielt, angesagt oder geschrieben werden muß, fährt sie gern Motorroller, liest oder fotografiert für ihre Dia-Sammlung.

Unter dem Null punkt











ZEICHNUNGEN: PAUL KLIMPKE

